© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Ueber Thier- und Menschen-Racen.

Drei Vorträge,

gehalten im naturhistorischen Verein in Augsburg

von

Dr. Koerber.

Die Geschichte der Entwicklung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes hat wohl für jeden denkenden Menschen grosses Interesse.

Auch mich hat die Untersuchung über das Enstehen der verschiedenen Menschenracen nach analogen Gesetzen und Erscheinungen in der Thierwelt seit vielen Jahren in eigener Weise angeregt und beschäftigt. Was ich in dieser Richtung in den Schriften der bewährtesten Autoren gesammelt, war im Winter 1859 der Gegenstand mehrerer Vorträge im naturhistorischen Vereine, und bildet den Inhalt der nachfolgenden Skizzen.

In einer Reihe von Vorträgen habe ich versucht, Ihnen zu zeigen, welche bewunderungswürdigen Mittel die Natur anwendet, um das Fortbestehen verschiedener Thierarten zu sichern: wir betrachteten in dieser Richtung zunächst den *Wandertrieb* der Thiere, in Folge dessen eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Geschöpfen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

dem ohne ihn sichern Untergang durch Kälte oder Nahrungsmangel zu entgehen vermag; ein anderes Mal zog der alljährlich zur bestimmten Zeit bei vielen Thieren sich einstellende *Winterschlaf* unsere Aufmerksamkeit auf sich, und indem wir in dieser eigenthümlichen Erscheinung die weise Absicht der Natur, die Arten der ihm unterworfenen Geschöpfe zu erhalten und über die rauhe Zeit der Kälte und des Nahrungsmangels unversehrt in die milden Tage des Frühlings hinüber zu bringen, erkannten, suchten wir seine Bestimmung in der Thierwelt dahin zu deuten, dass derselbe zunächst die Verhütung eines übereilten Lebens beabsichtige, und somit die Gattung fortwährend in erneuter Lebenskraft auftreten lasse. In einem dritten Vortrage lenkte ich die Aufmerksamkeit auf jenes einzig in seiner Art dastehende Thier, die *Gemse,* und stellte dieselbe als ein Beispiel von jenen Geschöpfen vor, die, ohne einen Winterschlaf halten, ohne zu Zeiten des Winterfrostes oder des Nahrungsmangels die Wanderung in entfernte Zonen antreten zu müssen, schon vermöge ihrer kräftigen Organisation, vermöge ihrer körperlichen Anpassung an die ihr zum Aufenthalte bestimmten Regionen unserer Erde, und im Gegensatze zu den Wanderthieren, oder den Winterschläfern, im Stande sind, selbst in der strengsten Winterkälte, beim empfindlichsten Mangel an Nahrung in den rauhesten Einöden unserer Alpen auszudauern.

Mein gegenwärtiger Vortrag hat eine andere Erscheinung, welcher wir in der Thierwelt begegnen, zum Gegenstande, und reiht sich dadurch einerseits den oben erwähnten Vorlesungen an, in soferne er sich mit einer ebenso bewunderungswürdigen als folgereichen Eigenschaft gewisser Thiere beschäftigt, anderseits aber dürfte er als Einleitung, als Vorbereitung zu einem spätern Vortrage dienen, welcher über die verschiedenen Menschenracen handeln soll, und ich glaube diess um so eher hier schon bemerken zu müssen, als Manches im Verlaufe der gegenwärtigen, zur Erläuterung jener nachfolgenden Vorlesungen dienen, ja zum vollkom-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

menen Verständniss derselben unumgänglich nothwendig sein dürfte. Indem wir nun heute eine kleine Gruppe von Thieren betrachten, welche vermöge gewisser ihnen zukommender Eigenschaften befähigt sind, aus dem angestammten Zustande der Wildheit herauszutreten, und je nach ihren individuellen Fähigkeiten, einen minder oder höhern Grad von Zähmung anzunehmen, welche, mit einem Worte, „*Hausthiere*“ zu werden vermögen, wollen wir untersuchen, welchen Einfluss diese Zähmungsfähigkeit auf die betreffenden Thiere auszuüben vermag, und hierauf erwägen, zu welchen Schlüssen diese Vorgänge in der Thierwelt uns bei der Betrachtung der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes berechtigen.

Wenn ich von Zähmung spreche, so fasse ich diesen Begriff begreiflicher Weise in seiner grossartigsten Bedeutung auf, und verstehe darunter nicht etwa jenes mühevolle *Abrichten* wilder Thiere zu einigen ihnen nicht gewöhnten, oft sogar mit ihrem Naturell in grellstem Widerspruche stehenden Leistungen und Kunststücken, wie wir dieselben wohl alljährlich von herumziehenden Messkünstlern oft mit Widerwillen erblicken können, wir verstehen darunter auch nicht jene *Dressur* mancher Thiere, welche, ein Resultat des Hungers, der Peitsche, der Furcht, oder der Misshandlung, uns eher zum Mitleiden, als zur Bewunderung stimmen sollte, wir bezeichnen mit dem Worte „Zähmung“ vielmehr jenen Zustand der Thiere, bei welchem dieselben in grosser Anzahl, meistentheils heerdenweise, ihr ursprüngliches scheues, wildes Temperament verläugnend, eine ihrer frühern nun vollständig entgegengesetzte Lebensweise angenommen haben, aus dem einst freien Zustande in eine von ihnen kaum empfundene Gefangenschaft getreten sind, und durch mehr oder weniger innige Annäherung an den Menschen sich gleichsam zu unsern Hausgenossen umgestaltet haben.

Fragen wir nun, wie das Thier der freien Wälder in diese ihm bisher fremden Verhältnisse getreten ist, so erkennen wir als-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

bald die hier eingreifende, vermittelnde Hand des Menschen. Sowohl die natürliche Hilfsbedürftigkeit desselben, als auch seine Genusssucht treibt ihn von jeher unaufhörlich an, die verschiedenartigsten Gegenstände der Natur seinen Zwecken, seinem Willen dienstbar zu machen. Indem er diess thut, entfernt er die ihm hiezu tauglichen Naturprodukte gewaltsam aus ihren bisherigen Verhältnissen und versetzt sie in ganz fremde, für sie rein äusserliche Verbindungen. Wenn nun allerdings die einfachste und ohne Zweifel erste Benützung der verschiedenen Naturgegenstände darin bestand, dass dieselben unmittelbar von dem ersten Orte ihres Vorkommens entweder zur Speise, wie die Pflanzen und das Fleisch der Thiere, oder zur Bekleidung, wie das Fell der Letztern, oder endlich zum Bau der rohesten Wohnungen, wie Baumzweige und Thierhäute verwendet wurden, so dauerte doch, bei allmälig zunehmender Civilisation des Menschengeschlechtes, diese erste roheste Naturbenützung nicht lange an, und der Mensch, des mühevollen und unsichern Erjagens der durch beständiges Verfolgen scheu und misstrauisch und dadurch immer schwerer zugänglich gemachten Thiere überdrüssig, verfiel auf die Idee, gefangene Thiere sich anhänglich zu machen, sie an seine unmittelbare Nähe zu gewöhnen, um dieselben auf diese Weise in jedem Augenblicke zur willkürlichen Benützung zur Hand zu haben. Auf diese Weise mag der erste Grund zur Entstehung unserer Hausthiere gelegt worden sein; so entstand durch eine dem Menschen gebotene Nothwendigkeit auf der einen, durch eine, wie wir später sehen werden, klar hervortretende und jenem menschlichen Bestreben entgegenkommende Eigenschaft einer gewissen Anzahl von Thieren auf der andern Seite, eine für sich ziemlich von den übrigen Geschöpfen abgeschlossene Gruppe in der Thierwelt, die von ihrem Entstehen an die unverkennbare Bestimmung hatte, für die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes von der höchsten Bedeutung zu werden. Und so sehen wir auch in der That, wir mögen so

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

weit als immer möglich in der Geschichte der Menschheit zurückforschen, dieselbe mit der Geschichte dieser Hausthiere in innigem Zusammenhange; ja so weit zurück erstreckt sich ihre Zusammengesellung mit dem Menschen, dass wir von einer gewissen Anzahl von Hausthieren die wilde Stammrace gar nicht mehr zu ermitteln oder nachzuweisen im Stande sind, sondern sie heute nur noch in gezähmtem Zustande kennen. Wo aber in der Weltgeschichte der Mensch auftritt, da begleiten ihn auch eines oder mehrere jener gezähmten, ihm nun dienstbar gewordenen Wesen, sie helfen ihm nicht nur seine Entdeckungen machen, sie ziehen mit ihm nicht nur in blutige Eroberungskriege, sondern sie helfen ihm auch die Werke des Friedens fördern, und hat er früher nur ihr Fleisch gegessen, nur ihr Blut getrunken, oder sich nur in ihr Fell gehüllt, so lernt er nun nach und nach mit Zunahme der eigenen geistigen Kräfte, und bei hiedurch gleichzeitig bedingter Vermehrung seiner leiblichen Bedürfnisse, auch einen weitern, bleibenden Nutzen aus ihnen zu ziehen: nun trinkt er nicht mehr, gleich reissenden Bestien, das rauchende Blut der getödteten Thiere, sondern er ernährt sich von ihrer Milch: nun muss ihre Schnelligkeit ihn nach den entferntesten Gegenden tragen, und dadurch die Verbindung der Länder und Völker vermitteln, ihre Ausdauer und Muskelkraft benützt er nun, um seine Lasten fortzuschaffen, und die Erde aufzureissen, die Schärfe ihrer Geruchsorgane hilft ihm, seine Beute aufzuspüren, ihrem feinen Gehör vertraut er die Bewachung seines Eigenthumes.

Wie wir schon erwähnt haben, ist die in unserm Sinne angedeutete Zähmbarkeit nur einer im Verhältniss geringen Anzahl von Thieren eigenthümlich, und wir wollen nun, ehe wir in unserer Untersuchung weiter gehen, kürzlich diejenigen Geschöpfe bezeichnen, welche in der Reihe der Hausthiere aufgezählt zu werden verdienen. Es ist klar, dass wir dieselben nur in den obersten und höchst entwickelsten Ordnungen der Thierwelt zu suchen haben,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

denn es ist hiezu ein gewisser Grad von Intelligenz, von Gelehrigkeit nothwendig, welcher den niederern Ordnungen der Thiere gänzlich mangelt, und wenn auch Fälle ungewöhnlicher Annäherung niedrig entwickelter Thiere an den Menschen vorkommen, dahin gehören Beispiele von Spinnen, Fischen, Schlangen, so stehen doch diese Beobachtungen zu vereinzelt da, als dass sie bei unserm in Frage stehenden Gegenstande in Berücksichtigung kommen dürften. Desshalb finden wir weder unter den Insekten, noch unter den Fischen, ja noch nicht einmal unter den Reptilien Hausthiere, sondern erst bei der Ordnung der Vögel begegnen wir den Tauben, einigen Hühnerarten und ein Paar Schwimmvögeln, welche das Praedicat „Hausthiere" wirklich verdienen, während uns die Ordnung der Säugethiere bekanntlich die meisten hieher gehörigen Repräsentanten liefert. Vor Allem tritt uns hier als treuer Begleiter des Menschen der Hund entgegen, und als Seitenstück zu demselben sitzt die oft noch falsche, ihr wildes Temperament nie ganz verleugnende Katze an unserm häuslichen Heerde: in Indien ist der gewaltige Elephant zum Hausthiere geworden, allenthalben begegnen wir dem Schweine, über den grössten Theil der bewohnten Erde verbreitet, finden wir das edle Pferd und seinen verachteten Verwandten, den demüthigen Esel: das Kamel trägt nicht ohne Grund den Namen: „das Schiff der Wüste", und was dieses Geschöpf den Wüsten- und Steppen-Völkern Asiens und Afrika's so werthvoll, so unentbehrlich macht, das leistet den Bewohnern der Polargegenden das flüchtige Rennthier. Das Schaf und das nützliche Rind finden wir überall, wo nur Menschen wohnen, und wo in einer ärmlichen Hütte die genügsame Ziege nicht gefunden wird, da scharren wenigstens vor der Thüre einige Hühner im Sande, da tummeln sich wenigstens einige Enten und Gänse in den benachbarten Pfützen, während der stattliche Pfau auf dem vornehmen Edelhofe sein stolzes Rad schlägt, und die Tauben vom hohen Schlage herab sich die Welt beschauen.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Ob die Hausthiere, welche den Menschen schon in den urältesten Zeiten begleiteten, Pferde, Rinder, Schafe, Kamele und andere noch immer ursprünglich in wildem Zustande gefunden werden, ist bisher der Gegenstand vielfältiger Nachforschungen und Untersuchungen gewesen, allein bis auf den heutigen Tag ist diese Frage nicht zur Genüge beantwortet worden. Die Klippe, an welcher alle in dieser Richtung gepflogenen Untersuchungen scheitern, besteht zum grossen Theil in dem Umstande, dass wir gegenwärtig gleichzeitig mit den etwa noch ursprünglich vorhandenen wilden Stammarten unserer Hansthiere dieselben, und zwar zum Theil ungemein zahlreich in *verwildertem* Zustande antreffen. Wenn z. B. nach einem chinesischen Autor in den nördlich von China gelegenen Ländern noch hie und da sich ursprünglich wilde Kamele vorfinden sollen, so ist doch nach *Cuvier* mit Recht zu bezweifeln, ob heut zu Tage noch wirklich wilde Kamele existiren, da die dort im freien Zustande verwildert sein dürften, eine Annahme, welche durch die Thatsache, dass Kalmücken und andere buddhistische Religionsverwandte, um sich ein Verdienst für jene Welt zu schaffen, nicht selten Kamele und andere Thiere in Freiheit setzen, hinlänglich gerechtfertigt erscheinen möchte.

Verwilderte europäische Hunde gab es gleich zu Anfang der spanischen Eroberung auf der Insel St. Domingo und Cuba, eben so häufig sind sie in den Prairien von Brasilien. In Peru trifft man grosse Heerden verwilderter Rinder an, und es sind dieselben nach *A. v. Humboldt* „eine kleine, muthige Race, welche oft die Indianer anfällt.“ Was endlich das Pferd betrifft, so findet man in Mittelasien vom Ural an bis zum japanischen Meere eine grosse Menge wilder, herrenloser Pferde, von welchen sich nicht nachweisen lässt, ob sie verwildert, oder ursprünglich wild sind. Dagegen gibt es in Südamerika eine unzählige Menge verwilderter Pferde. Es sind diess ohne Zweifel, da es bei dem Erscheinen der Spanier auf amerikanischem Boden bekanntlich dort keine

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Pferde gab, die Nachkömmlinge jener andalusischen Race, welche die Spanier, als sie im Jahre 1537 Benos-Aires zu räumen genöthigt waren, dort zurücklassen mussten. Als sie im Jahre 1580, also nur 43 Jahre später, dahin zurückkamen, trafen sie schon grosse Heerden jener verwilderten Nachkömmlinge an.

Die Frage, wo unsere jetzigen Hausthiere ursprünglich, und als sie sich noch im wilden Zustande befanden, aufhielten, glauben wir sehr allgemein beantworten zu können. Die meisten derselben, das Pferd, der Esel, die Schafe und Ziegen, die Haushühner und Pfauen stammen wohl aus Mittelasien und gehören jener denkwürdigen Gegend an, in welche die ersten ehrwürdigen Urkunden der Weltgeschichte auch den Stammsitz der ersten Menschen verlegten, und von wo aus sie gleich den ersten Menschen und wahrscheinlich durch deren Vermittlung ihre weitere Verbreitung über ausgedehnte Länderstrecken ermöglicht wurde. Nur die wenigen, den Wasservögeln angehörigen Hausthiere mögen aus dem Norden zu uns herabgekommen sein, das Rennthier blieb, auch gezähmt, seinem Norden getreu, wie der Elephant sein Stammland Indien oder Afrika nur in einzelnen Exemplaren verlassen hat, um als Schaustück in Menagerieen herumgeführt zu werden.

Die Zähmung aller bisher genannten Thiere zu Hausthieren wäre übrigens trotz aller menschlichen Anstrengung nicht zu Stande gekommen, wenn die betreffenden Geschöpfe nicht mit Eigenschaften begabt gewesen wären, welche allein diese Umwandlung ausführbar machten.

Hierher rechnen wir vor Allem eine instinktartige Unterwerfung dieser Thiere unter den gewaltigen Willen des ihnen geistig überlegenen Menschen, wodurch sie zur Verrichtung der ihnen auferlegten Arbeit so tauglich werden. Ohne abgerichtet zu sein, bewacht der treue Hund das Haus und zeigt durch lautes Bellen den nahenden Fremdling an; unbewusst seiner Stärke beugt der kraftvolle Stier seinen Nacken geduldig unter das Joch, und das

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

im freien Zustande scheue und schüchterne Pferd trägt seinen Reiter in das Schlachtgewühl, ohne vor dem Donner der Kanonen zurückzubeben.

Eine zweite Eigenschaft, welche die Zähmung und gleichzeitig die Verbreitung unserer Hausthiere vermitteln half, ist die Fähigkeit der hieher gehörigen Thiere, ihre Existenz unter den verschiedenartigsten klimatischen Verhältnissen behaupten zu können. Diese Eigenschaft war zur grossartigen Verbreitung einiger Hausthiere über die ganze Erde unumgänglich nothwendig, und nur hiedurch war es dem Menschen möglich, dieselben nach den verschiedensten Regionen zu verpflanzen. Wenn daher auch eine kleinere Anzahl von sogenannten Hausthieren dieser Akklimatisations-Gabe nicht theilhaftig ist, wie das Rennthier, der Elephant und etwa einige Ziegenarten des neuen Continents, wie z. B. das Lama und einige ihm verwandte Gattungen, so beobachten wir doch schon bei dem Kamel ein weiteres Vordringen gegen nördliche Länder, und schon im vierten Jahrhunderte brachten es die Gothen in die untern Donaugegenden. Am Entschiedensten aber tritt diese Akklimatisationsfähigkeit bei unsern Hausthieren auf, so dass, um von dem Hunde gar nicht zu reden, Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, ursprünglich einer milden Zone entstammend, nun in allen Gegenden der bewohnten Welt angetroffen werden[1]). Dasselbe gilt von unsern gefiederten Hausgenossen, den Hühnerarten. Während Papagaien nur unter künstlicher Pflege als Stubenvögel gedeihen, sich auch unter solchen Verhältnissen nie fortpflanzen, so sehen wir unsere nützlichen Haushühner, deren Stammeltern unter dem Schatten schlanker Palmen geruht haben mochten, sich selbst bei empfindlicher Kälte munter auf unserem Hofe herumtummeln, ja der Pfau, der in seinem Vaterlande Indien wenig Schnee und Eis zu sehen bekommen haben dürfte, bringt bei uns nicht selten kalte, schneereiche Nächte auf dem Aste eines hohen Baumes zu,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

und ist am Morgen mit einer dichten Schneedecke beladen, während er es verschmäht, im warmen Stalle zu übernachten.

Die Fähigkeit gewisser Thiere, ihre Nahrung gleichzeitig aus dem Thier- oder Pflanzenreiche nehmen zu können, leistet der Angewöhnung derselben an die Menschen, und ihrer Zähmung in entschiedener Weise Vorschub. Ohne diese Eigenschaften wäre die Verbreitung der ursprünglich blos auf Fleischnahrung angewiesenen Geschöpfe nicht so leicht und in so auffallender Weise vor sich gegangen. Die merkwürdigsten, hieher gehörigen Beispiele liefern uns der Hund und die Katze. Diese im wilden Zustande nur von Fleisch lebenden Geschöpfe, verschmähen im gezähmten Zustande vegetabilische Kost keineswegs und gedeihen dabei, wie wir wissen, vortrefflich. Ebenso frisst unser zahmes Schwein, während es im freien Walde fast ausschliesslich auf Pflanzennahrung angewiesen ist, recht gerne Fleisch, und es sind Fälle genug bekannt, wo sie in Abdeckereien mit thierischen Abfällen gemästet wurden. Pferde, Rinder und Schafe erhalten in den futterarmen Gegenden des hohen Nordens nicht selten gedörrte Fische, und wenn sie auch unter dieser ihnen widernatürlichen Kost eben nicht auffallend gerathen, so können sie damit doch bis zum Wiedererscheinen vegetabilischer Nahrung damit ihr Leben fristen.

Endlich hat die Fähigkeit gewisser Thiere, sich im gefangenen Zustande fortzupflanzen, mächtig auf die Entstehung der Hausthiere gewirkt, denn es ist begreiflich, dass die im Stande der Gefangenschaft geborenen und erzogenen Thiere eher geneigt sind, sich in die gegebenen Verhältnisse zu fügen, und Zähmung anzunehmen, als die frisch eingefangenen. Desshalb ist auch der Elephant, der nie, oder doch wenigstens höchst selten sich in der Gefangenschaft fortpflanzt, sondern immer frisch aus der Wildniss eingefangen und gezähmt wird, wenn, wie es nicht selten sich ereignet, seine alte Wildheit wieder erwacht, ein so gefährliches Hausthier.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Nach dem bisher Gesagten wenden wir uns nun zu dem für unsere folgenden Untersuchungen wenigstens wichtigsten Erscheinungen, welche wir bei unseren Hausthieren beobachten, nämlich zur Entstehung der verschiedenen *Varietäten*, welche fast bei allen Arten derselben vorkommen, und welche sich nur da nicht, oder wenigstens in geringerem Grade zeigen, wo, wie beim Elephanten und Rennthier, das Vaterland, das Stammland nicht verlassen, somit in Bezug auf klimatische und andere Verhältnisse keine zu auffallende Veränderung eintritt. Wo aber neben der Versetzung unserer Hausthiere aus dem Zustande der ungebundensten Freiheit in die Gefangenschaft, aus der Wildniss in den Stall, auch die klimatischen Verhältnisse, in welchen sie bisher lebten, sich veränderten, wo, wie wir oben bereits angedeutet haben, die Art ihrer Ernährung eine ganz andere wurde, da sehen wir, dass diese neuen Verhältnisse allmälig ihren Einfluss nicht bloss auf ihr Naturell, sondern auch in vorzüglichem Grade auf ihre äussere sichtbare Bildung geltend machen: es ist auch begreiflich genug, dass z. B. eine der Natur gänzlich entgegengesetzte Nahrungsweise von entschiedenstem Einflusse auf Temperament und Gestaltung des äussern Leibes sein muss, wenn wir in Erwägung ziehen, dass die quantitative und qualitative Beschaffenheit des aus den Nahrungsmitteln erzeugten Blutes, auf Bildung von Muskeln, Knochen, von Nerven und Gehirn von entschiedenem Einflusse ist, und dass demnach der Kreislauf des Blutes, dass die Muskelstärke, die Festigkeit der Knochen, ja dass die Regsamkeit des Gehirns von der Nahrung des Thieres abhängig ist. Besonders diesem Umstande wollen wir unsere Aufmerksamkeit widmen, wenn wir das Entstehen der Varietäten, Spielarten näher ins Auge fassen. Ich muss übrigens hier ein für allemal bemerken, dass diese Veränderungen der äusseren Form, welche wir mit dem Namen Varietät bezeichnen, in den wenigsten Fällen sehr schnell vor sich gehen, sondern dass hiezu meistens eine mehr oder minder lange Reihe von Generationen erforderlich ist[2]).

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Wir verstehen unter dem Namen Varietäten, Spielarten, im naturgeschichtlichen Sprachgebrauche eine solche Verschiedenheit bei Individuen, und deren Nachkommen, wie sie innerhalb der Grenzen einer Gattung vorzukommen pflegt. Diese Varietäten unterscheiden sich von der Stammgattung dadurch, dass sie nicht ursprünglich, oder uranfänglich sind, sondern sich durch verschiedene Veranlassungen innerhalb eines eigenthümlichen Stammes gebildet haben. Als Beispiel diene das Pferd. Das wilde Pferd, welches noch möglicher Weise in den Steppen der Tartarei vorkommt, ist die Stammgattung. Durch klimatische Einflüsse, durch Nahrungsverschiedenheit, durch künstliche Zucht des Menschen verlor das wilde Pferd allmälig, ohne sich jedoch der charakteristischen Merkmale der Stammrace zu entäussern, die ursprüngliche Gestalt, und es bildeten sich verschiedene Spielarten: bleiben diese einzelnen Spielarten nun beständig, d. h. pflanzen sie sich durch eine Reihe von Generationen unveränderlich fort, so entsteht uns der Begriff von Race. So haben wir nun eine Menge Pferderacen, die arabische, das Berberpferd, und wie sie alle heissen mögen. Dasselbe Gesetz findet auch bei anderen Hausthieren statt, so dass wir Hunde-, Schaf-, Rinder-, Schweins-Racen haben; es würde uns jedoch zu weit führen, wollten wir diese hier alle aufzählen und beschreiben, sondern wir können uns hier nur an die allgemeinen Erscheinungen halten. „Racen sind demnach auf einander folgende Generationen ständig, das heisst, in ihrer Fortpflanzung unverändert gebliebener Spielarten, welche von einem gegebenen Stamme herkommen.“

Durch Vermischung der einzelnen Racen entstehen die sogenannten Kreuzungen. Thiere aus solchen Kreuzungen hervorgegangen, tragen die Eigenschaften der betreffenden Racen an sich, und sind wohl zu unterscheiden von den sogenannten Bastarden oder Blendlingen, welche bei unserer Untersuchung nicht in Frage kommen.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Anmerkung. Bastarde oder Blendlinge entstehen durch Vermischung von zwei verschiedenen Familien einer Ordnung angehörigen Thieren, z. B. des Esels mit dem Pferde, des Fuchses mit dem Hunde, des Canarienvogels mit dem Stieglitze. Die aus solchen Vermischungen hervorgegangenen Thiere haben bald die Eigenschaften des männlichen, bald des weiblichen Thieres in hervorragender Weise an sich, und pflanzen sich nie fort.

Spielarten in der Form kommen zwar in verschiedenen Graden bei den meisten Thieren vor, sie sind jedoch, wie schon erwähnt, am häufigsten und merkwürdigsten bei Stämmen, die gezähmt worden sind. Fast alle Hausthiere existiren in einer grossen Anzahl von Racen, während die ungezähmten Bewohner der Wälder sehr geringe Verschiedenheiten in ihrer äusseren Gestalt zeigen. Als merkwürdigstes Beispiel dieser Thatsache ist der Hund zu betrachten: wie verschieden vom Stammvater, als welchen wir den Schäferhund annehmen zu dürfen glauben, sind die hier entstandenen zahlreichen Spielarten, welch' ein Unterschied zwischen dem unbehaarten amerikanischen Hunde, und dem zottigen Wasserpudel, oder zwischen dem Neufundländer und dem Dachshunde!

In der Regel bildet bei den Varietäten der Hausthiere die Gestalt des Kopfes die charakteristischen Verschiedenheiten für gewisse Racen, besonders bei den Hunden, aber auch bei dem Pferde und Schweine. Das Verhältniss in der Länge und Dicke des Nackens bietet gleichfalls wichtige Eigenthümlichkeiten der Race und diess ist namentlich bei dem Pferde sehr auffallend. Varietäten von geringerer Wichtigkeit kommen bei einzelnen Systemen oder Körpertheilen vor, und sind gewöhnlich sehr bleibend. Von dieser Art sind die Varietäten der Haut und der mit ihr in Verbindung stehenden Theile: Schuppen, Federn, Haare und Hörner, die daher gerechnet werden müssen, liefern zahlreiche Beispiele dieser Art. Die Farbe, vorzüglich die der Haut und ihrer Anhänge, bietet gleichfalls unterscheidende Charaktere dar. Es gibt wenige Arten von Hausthieren, welche nicht zahlreiche Varietäten in Be-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

zug auf Farbe zeigten. Die meisten derselben lassen sich unter folgende Abtheilungen bringen, welche wohl zu beachten sind, da sie mit den Menschenracen ziemlich analog sind.

1. Die schwarze Farbe, analog der schwarzen Menschenrace, finden wir bei Pferden, Rindern, Eseln, Schafen, Hunden, Katzen, Schweinen, Hühnern und anderen Hausthieren mit Haaren, Wolle oder Federn mit zugleich dunkler und schwarzer Haut.

2. Die weisse Varietät kommt denselben Thieren zu: mit rothen Augen entspricht sie genau den Albinos, Kakerlecken bei den Menschen.

3. Die gelbe Varietät ist ebenso bekannt. Rinder, Kaninchen, Hunde, Katzen, Hühner mit hellbraunen oder gelben Haaren und Federn bilden Beispiele und entsprechen genau der blonden Farbe beim Menschen.

Alle diese Varietäten in der Farbe bei Thieren sind bisweilen zufällig und sporadisch, in anderen Fällen sind sie allgemein herrschend bei gewissen Racen.

Unter den Hausthieren bietet nach *Blumenbach* keine Art auffallendere und unzweifelhaftere Beweise von der Wirkung des Zähmens dar, und nirgends treten die dadurch erzielten Racen deutlicher hervor, als beim Schweingeschlecht, und wenn je die Abstammung der verschiedenartigsten Varietäten von *einer* wilden Stammrace bezweifelt werden dürfte, so lässt sich gar nichts gegen die bestimmte Beweiskraft einwenden, welche dieser Fall liefert. In seinen Beiträgen zur Naturgeschichte sagt dieser berühmte Naturforscher: „Da meines Wissens noch kein Naturforscher mit seiner Zweifelsucht dahin verfallen ist, zu bezweifeln, dass unsere Hausschweine vom wilden Eber abstammen, und überdem diess eines von den Thieren ist, die vor Ankunft der Spanier in Amerika daselbst unbekannt waren, sondern erst aus Europa dahin verpflanzt wurden, so lässt sich hier die Kürze der Zeit, binnen welcher die in jenen Welttheil verpflanzten Schweine

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

in die sonderbarsten Spielarten ausgeartet sind, ohne Widerrede documentiren.

Indem Blumenbach diese Beobachtungen weiter verfolgt, sagt er, dass der ganze Unterschied zwischen einem Neger- und einem Europäer-Schädel keineswegs grösser sei, als die Verschiedenheit, welche zwischen dem eines wilden Ebers und dem eines zahmen Schweines Statt finde.

Die verschiedenen Schafracen bieten gleich merkwürdige Varietäten dar. Vergleichen wir die verschiedenen Schafracen, welche sich in Afrika, in Asien, und in den verschiedenen Theilen von Europa befinden und betrachten wir sie alle, wie man anzunehmen berechtigt ist, als die verschiedenartig modifizirten Abkömmlinge eines Stammes, so werden wir grössere Verschiedenheiten beobachten können, als man je beim Menschengeschlechte gesehen hat. Grosse Varietäten lassen sich bekanntlich auch beim Pferde- und Rindergeschlechte nachweisen: welch ein Unterschied zwischen dem arabischen, dem syrischen Pferde, und dem des nördlichen Deutschlands! Welch ein Unterschied zwischen dem langbeinigen Ochsen des Caps und den kurzgestellten Racen, die in England gezogen werden! Blumenbach hat mit Recht bemerkt, es sei weniger Unterschied in der Form des Schädels zwischen den unähnlichsten Racen des Menschengeschlechtes, als zwischen dem in die Länge gezogenen Kopfe des neapolitanischen Pferdes und dem Schädel der ungarischen Race, welcher sich durch seine Kürze und seine Länge des Unterkiefers auszeichnet.

Auch die Ziegen zeigen Verschiedenheit in Form und Farbe, kein Thier aber zeigt grössere Verschiedenheit in der Form, als die Haushühner: einige Racen sind gross, andere auffallend klein, einige haben kleine, andere grosse, doppelte Kämme, einige Federbüsche auf ihren Köpfen, einige haben nackte, andere mit Federn bedeckte Beine: es gibt unter ihnen merkwürdiger Weise eine Race ohne Schwanz.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Der Mangel an Hörnern endlich charakterisirt einige Racen der Schafe, Ziegen und Rinder, während andere durch mehr als zwei, oder enorm grosse Hörner einen sonderbaren Contrast bilden. In Paraguay gibt es eine Race von Ochsen ohne Hörner, die von der gewöhnlichen, gehörnten abstammen, und die, wie ich kürzlich gelesen zu haben mich erinnere, auf einigen Gütern in England eingeführt sein sollen[3]).

Aus allem bisher Gesagten haben wir gesehen, wie mächtig Clima, Nahrung und Cultur auf die Veränderung des thierischen Organismus zu wirken im Stande sind, und haben damit schon angedeutet, dass auch die thierische Seite des Menschen unter ähnlichen Verhältnissen ähnlichen Veränderungen unterliegen wird. Weiteres darüber zu sprechen, behalte ich mir für einen der nächsten Vorträge vor, schliessen wir den heutigen mit den inhaltschweren Worten, mit welchen *Moleschott* seine Einleitung zur Lehre der Nahrungsmittel beginnt, und welche bei der Betrachtung der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes wohl in Erwägung zu kommen verdienen: „Die Nahrung," sagt dieser geistreiche Schriftsteller, „hat die wilde Katze zur Hauskatze gemacht; aus einem Fleisch fressenden Thiere mit kurzem Darm ist durch allmälige Gewöhnung ein ganz anderes Wesen geworden, durch einen längeren Darm zur Verdauung von Pflanzenkost befähigt, die es im Naturzustande nicht zu sich nimmt. Also die Kost macht aus dem raubgierigsten, falschesten Thiere der Erde einen Hausgenossen des Menschen, der sich mit Kindern verträgt, der nur selten, oder nur dem genauen Beobachter den alten Zug der Arglist verräth? Und wir sollten uns wundern, dass feurige und ruhige, kräftige und schwache, muthige und feige, denkende und denkfaule Völker durch die Nahrungsmittel entstehen, die sie geniessen: Wenn die Nahrung zu Blut, das Blut zu Fleisch und Nerven, zu Knochen und Hirn wird, muss da nicht die Gluth des Herzens, die Kraft des

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Muskels, die Festigkeit der Knochen, die Regsamkeit des Gehirns bedingt sein durch die Stoffe der Nahrung?"

Es gibt wohl keinen Gegenstand in der ganzen Geschichte der organischen Natur, welcher von grösserem Interesse wäre, als die Untersuchungen über das Wesen der mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten in der Farbe, Form und in den Sitten, welche die verschiedenen Menschenracen von einander unterscheiden.

Wenn Jemand, was wir annahmsweise voraussetzen müssen, mit dem Vorhandensein dieser Verschiedenheiten bisher nicht bekannt gewesen wäre, und er sähe nun auf einmal neben dem wohlbekannten Gesicht des weissen Europäers einen schwarzen Bewohner Afrikas mit wollichten Haaren und einem breitgedrückten Schädel stehen, oder er fände irgendwie Gelegenheit, einen olivengelben Mongolen, einen Chinesen mit schräg geschlitzten Augenlidspalten, oder einen Hindu mit jenen rohen, schwarzbraunen Hottentotten und Buschmännern zu vergleichen, oder er könnte einen jener stattlichen Einwohner der Südsee-Inselgruppen neben einen von Fischthran triefenden Eskimo, oder endlich einen riesenhaften Patagonier neben einen zwerghaften Lappländer stellen, wahrlich, ein solcher Beobachter würde wohl kaum glauben, dass Jemanden einfallen könnte, anzunehmen, diese so mannigfaltig gestalteten, so verschieden begabten Wesen seien von *einer* Familie, von *einem Menschenpaare* abstammend, sondern er würde wohl eher, nach einigem Nachdenken über diese wunderbare Erscheinung auf die Vermuthung gerathen, dass jeder Theil der Welt seine eingeborenen Urbewohner, welche seit der Erschaffung des menschlichen Geschlechtes der natürlichen Beschaffenheit eines jeden Himmelsstriches angepasst waren, besitze. Diese Annahme von sogenannten Authochthonen, oder Ureinwohnern, welche auch in einigen namhaften Gelehrten, wie z. B. *von Rudolphi*, Fürsprecher und Vertheidiger findet, hat

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

allerdings beim ersten Anblicke sehr viel Wahrscheinliches für sich, und böte eine leichte Lösung für einige der schwierigsten Fragen, welche die Geschichte des Menschengeschlechtes uns vorlegt: wenn daher auch wir uns zu dieser Ansicht bekennen wollten oder dürften, so bliebe uns nur die an sich leichte Aufgabe, die einzelnen Menschenracen, nach Form, Farbe, Haaren und so weiter, etwa auch noch nach Wohnorten und Sitten zu beschreiben, und unseren Vortrag damit zu beginnen, womit wir erst ihn zu schliessen gedenken. Leider kann ich heute noch nicht zur eigentlichen Beschreibung der verschiedenen Menschenracen kommen, denn wir haben zuvor noch einen ziemlich weiten mitunter beschwerlichen und von keinem geschichtlichen Anhaltspunkte beleuchteten Weg zurückzulegen, denn wir müssen zum genaueren Verständniss unseres Gegenstandes, ehe wir zur eigentlichen Beschreibung der Menschenracen selbst gelangen, zunächst zeigen, dass der Mensch eine eigene, von allen übrigen Thieren streng abgegrenzte Gattung, so zu sagen, eine eigene Schöpfung sei, und nicht blos einen Uebergang von einer niederern in eine höhere Thierart bilde, und dann haben wir noch die schwierige Aufgabe, die Frage, ob alle unseren Erdball bewohnenden, an Farbe, Statur und Sitten so verschiedenen Menschen von einem einzigen Menschenpaare abstammen, oder nicht, einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen, um uns für die Bejahung oder Verneinung dieser Frage als Leitfaden bei unserem Vortrage zu entscheiden.

Die Frage, ob der Mensch eine eigene Schöpfung, oder blos eine Uebergangsform vom Thier bilde, wurde schon in verschiedener Weise beantwortet. Die Redensart, der Mensch sei weiter nichts als das vollkommenste Thier, können wir nicht bloss von Leuten, die wohl nie über diesen wichtigen Gegenstand gründlich nachgedacht haben, täglich vernehmen, es gab auch Gelehrte und Philosophen zu jeder Zeit, es gibt deren auch noch heut zu Tage, welche

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

diese Ansicht theilen: und man muss wirklich in höchst bedenkliche Zweifel über diese inhaltschwere Frage gerathen, wenn man in unseren Tagen und selbst in neuester Zeit einen berühmten Gelehrten und Schriftsteller, *Bernhard Cotta*, den Verfasser der Briefe zu *Alexander v. Humboldts* Kosmos, in allem Ernste die Ansicht aussprechen hört, dass er den Menschen für nichts Anderes halte, als für ein in der Entwicklung fortgeschrittenes Thier, ausgehend von der Behauptung, dass alle organischen Formen nur Stufen einer langen Entwicklungsreihe bilden, und dass eine aus der anderen hervorgegangen sei. „Wenn Sie nun," sagt *Cotta* in seinem neununddreissigsten Briefe, „mit mir annehmen wollen, der Mensch sei jetzt die höchste Entwickelungsstufe der organischen Welt, und nicht durch besondere Schöpfung, sondern durch allmälige Vervollkommung durch Tausende von Generationen hindurch aus ihr hervorgegangen, so fällt zunächst die Frage über die Abstammung von einem, oder mehreren Paaren von selbst als überflüssig hinweg, weil diese Weiterentwicklung von Generation zu Generation auf alle Individuen einer Art, z. B. der Affenart, bezogen werden muss, welche sich unter den dazu günstigen Verhältnissen befinden, während andere, unter minder günstigen Verhältnissen, in ihrem Zustande beharrten, oder in einen ganz anderen, vielleicht niederern übergingen." So weit *Cotta!* Das heisst mit anderen Worten: Aus dem Affen kann nach und nach, wenn es gut geht, ein Mensch werden: trifft er's nicht gut, so bleibt er ein Affe, ja es kann ihm sogar begegnen, dass er degradirt wird, und sich bequemen muss, in die Gestalt eines noch niedrigeren Thieres zurückzukehren. Wahrlich tiefer kann man den Menschen, beziehungsweise sich selbst, nicht demüthigen, empfindlicher kann man das Selbstbewusstsein desselben nicht beleidigen, grausamer kann man seine religiöse Anschauung nicht verletzen, als dadurch, dass man so viel Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Affen finden wollte, um daraus sogar eine Abstammung herzuleiten. Kann auch immerhin

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

nicht in Abrede gestellt werden, dass der Bau des Affen, oberflächlich betrachtet, dem des Menschen unter allen Thieren am meisten gleicht, und dass seine Organisation ein verbindendes Glied zwischen dem Menschen und den nieder gestellten Thieren zu bilden scheint, so berechtigt diess doch noch lange nicht, denselben in so nahe Beziehung, wie obige, zu dem Menschen zu bringen. Die aufrechte Stellung des Affen, welche man bei dieser Gelegenheit hauptsächlich geltend zu machen sich bestrebte, verdient hier näher betrachtet zu werden, und es fragt sich daher zunächst, ob es überhaupt unter den Affen Arten gibt, welche zu einer aufrechten Stellung, zum Gehen auf zwei Füssen bestimmt sind? Es ist nach den neuesten Beobachtungen von Reisenden vollkommen ausgemachte Thatsache, dass der Gang des Orang-Utangs nur dann leicht und natürlich ist, wenn er sich dabei aller Gliedmassen, nicht bloss der Hinterfüsse bedient; nur zufällig oder mit Hilfe von Zweigen, Knitteln, die er ergreift, oder indem er steile Abhänge hinaufklettert, geht er kurze Strecken auf den Hinterfüssen. Durch lange oft wiederholte Anweisung kann man diese Thiere dazu bringen, aufrecht zu gehen, aber ihr unsicherer Gang, und das Bestreben, sobald als möglich auch wieder ihre Vorderfüsse hiebei zu gebrauchen, zeigt nur zu deutlich, dass ihnen diese Stellung widernatürlich ist. Schon das Skelett des Affen weicht vom menschlichen bedeutend ab, der Schädel namentlich, vorzugsweise beim Schimpanse und Orang-Utang, bei welchen man die grösste Aehnlichkeit mit dem Menschen gefunden haben will, ist, wie *Owen* deutlich gezeigt hat, viel mehr von dem menschlichen verschieden, als man bisher annahm. Erwägen wir hiebei noch, dass dem Affengeschlechte, wie allen Thieren, dass selbst dem menschenähnlichsten Orang-Utang jede Spur der Sprache gänzlich mangelt, dass er eines Vorzuges entbehrt, den selbst niedriger stehende Thiere mit dem Menschen theilen, nämlich die Fähigkeit in allen Klimaten zu leben, sehen wir, dass ihm in Vergleich mit dem Menschen der

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Vorzug eines hohen Lebensalters abgeht, indem er nach genauen Erfahrungen höchstens auf dreissig Jahre sein Leben bringen kann, bedenken wir, dass derselbe mit dem klugen Elephanten, mit dem gutartigen Pferde, mit dem treuen Hunde in Bezug auf Intelligenz durchaus keinen Vergleich auszuhalten im Stande ist, so werden einige possierliche Geberden und Wendungen, so wird sein Nachahmungstrieb uns nicht länger täuschen und uns veranlassen, ihm eine Stellung neben dem Menschen einzuräumen, die ihm nun und nimmermehr gebührt. Ueberdiess hat uns die Betrachtung der Hausthiere, und die Entstehung ihrer Spielarten und Racen belehrt, dass Ausartungen von Thieren immer nur in den bestimmten Grenzen ihrer Gattung vor sich gehen, dass hingegen Uebergänge aus einer in die andere Gattung nicht vorkommen, dass z. B. trotz der äusserlichen Aehnlichkeit der Wolf sich nie in einen Hund verwandeln kann, dass aus dem Esel nie ein Pferd wird, dass Ziege, Schaf, überhaupt alle zu Varietäten geneigten Geschöpfe zwar in Bezug auf Gestalt, Farbe, Haare und dergleichen in auffallender Weise von ihrem Urstamme abweichen können, desshalb aber, einem bestimmten unwandelbaren Gesetze folgend, nie aufhören können, Ziege, Schaf, u. s. w. zu bleiben. Sollte dieses Gesetz bei dem thierischen Theile des Menschen keine Geltung mehr haben? Wir zweifeln keinen Augenblick daran, aber wenn er auch, wie *Schubert* so unvergleichlich schön sagt, seinem Leibe nach mit dem Thiere, dessen Milch er trinkt, mit dessen Wolle er sich bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens theilt, wenn er wie dieses, unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren wird, gleich diesem zu seinem Bestehen Speise und Trank bedarf, ebenso, wie dieses von Durst und Hunger gequält, von Frost und Hitze geängstigt wird, wenn er, vielleicht mehr als je ein Thier von Krankheit gemartert und zuletzt von dieser aufgerieben wird, so ist doch schon der leibliche Mensch ein wunderbarer Verein aller Grundgestalten und Kräfte der sichtbaren Welt. „Gott schuf den Men-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

schen ihm zum Bilde;" das lehrt uns schon das Buch der Bücher, und so bleibt er in seiner armen, vergänglichen Gestalt dasjenige, dessen sich kein Thier rühmen darf: ein Abglanz und Ebenbild, ein in die Gestalt des Fleisches geschriebener Name dessen, von welchem alles Sein und Wesen seinen Anfang genommen.

Ist nun der Mensch eine eigene Schöpfung, nicht bloss eine Uebergangsform, so stellt sich nun eine zweite Frage zur Erörterung dar: hat die gesammte, unsere Erde bewohnende Menschheit eine gemeinschaftliche Abstammung, oder nicht? mit anderen Worten: haben die verschiedenen Menschenracen sich nach den für die Spielarten bekannten Gesetzen aus einem Urstamme gebildet, oder sind die verschiedenen Menschenracen als eben so viel verschiedene Urformen zu betrachten?

So lange man nun bei den Extremen in der Verschiedenheit der Farbe und Gestaltung stehen bleibt, so lange man blos den tiefschwarzen Kongo (Neger) dem weissen Europäer entgegen hält, oder den riesenhaften Patagonier mit dem zwergartigen Lappen vergleicht, und dabei die Zwischenstufen nicht beachtet, sich also blos der Lebhaftigkeit des ersten sinnlichen Eindruckes hingibt, kann man allerdings in Versuchung gerathen, diese Menschenracen nicht blos für Abarten, sondern für ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu halten, und die Abstammung Aller von *einem* Menschenpaare in Zweifel zu ziehen. Mit dem unbefangenen ruhigen Auge der Beobachtung aber, mit Hilfe analoger, gleichartiger Erscheinungen in der Thierwelt, unter Berücksichtigung von Thatsachen, welche uns aus der Naturgeschichte des Menschen bekannt genug sind, sehen wir alle diese Verhältnisse in einem ganz anderen Lichte. Trotz der Verschiedenheit in Farbe und Gestalt ist die innere Organisation aller Menschen, sie mögen nun Europäer, Neger oder Indianer sein, überall gleich: die sorgfältigsten Untersuchungen, welche Thidemann in Heidelberg mit dem Gehirn des Negers angestellt, haben keine Abweichung von dem des Europäers

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ergeben, alle Lebensfunktionen sind bei allen Völkerstämmen vollkommen übereinstimmend, bei allen Völkern verstreicht eine gleich lange Zeit zwischen der Zeugung und Geburt, ein Umstand, der bei sehr nahe stehenden Gattungen alle Berücksichtigung verdient.

Anmerkung. So unterscheidet sich Wolf und Hund, obwohl sie sehr verwandte Gattungen sind, auf eine sehr merkwürdige Weise der Tragzeit: Die Wölfin trägt ihr Junges 90 Tage, während man weiss, dass der Zeitraum des Trächtigseins bei den Hündinnen nur 62—63 Tage beträgt.

Bei allen Stämmen tritt die Zahnperiode zur bestimmten Zeit ein, alle haben eine durchschnittlich gleich lange Lebensdauer: die zwischen verschiedenen Menschenracen geschlossenen Ehen, weit entfernt, wie bei Thieren verschiedener Gattung unfruchtbar zu sein, tragen im Gegentheile den Charakter einer ungewöhnlichen Fruchtbarkeit an sich. Wir wissen ferner, dass gewisse Krankheiten allen Menschenracen gemeinschaftlich und eigenthümlich sind, und sich nicht bloss auf besondere Racen beschränken, während andere Thiere davon nicht befallen werden. Die Zhwas, eine Krankheit, die in Westindien häufig vorkommt, und Europäer, wie Neger und Indier gleichmässig ergreift, kann durch die verschiedensten Einimpfungsmethoden Thieren nicht beigebracht werden. Man hat Versuche gemacht, dem Affen das syphilitische Gift einzuimpfen, alle schlugen fehl. Von anderen ansteckenden Krankheiten, Masern, Scharlach, Keuchhusten, die alle Menschenracen gleichmässig befallen, weiss man nicht, dass sie ihre Wirkungen über das menschliche Geschlecht hinaus erstrecken.

Alle diese Erscheinungen lassen zwar keinen vollständigen Schluss zu, aber ihre Beweiskraft für die Ansicht, dass die verschiedenen Menschenstämme nur Abarten *einer* Gattung sind, ist augenfällig. Berücksichtigen wir noch die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und der Schädelbildung, so haben wir hinlänglich Grund, die Einheit des Menschengeschlechts, seine Abkunft von einem Urstamme nicht in Zweifel zu ziehen. Und wie aus dem Zusammenwirken verschie-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

dener, sowohl innerer als äusserer Bedingungen, deren wir in unserm vorigen Vortrage zu erwähnen Gelegenheit hatten, die gegenwärtig vorhandenen Racen der Hausthiere hervorgegangen sind, von welchen sich, wie wir ebenfalls gesehen haben, die auffallendsten Abarten bei denjenigen finden, welche der grössten Verbreitung auf der Erde fähig sind, so dürften wohl auch die Menschenracen Formen einer einzigen Art sein, und es ist um so unwahrscheinlicher, dass beim Menschengeschlechte mehrere Stammracen existiren sollten, als das Vermögen der Ortsveränderung, somit die Fähigkeit der ausgedehntesten Verbreitung durch die Hilfsmittel des menschlichen Verstandes grösser ist, als bei allen unvernünftigen Thieren.

Ob nun dieser Urstamm, von welchem nach den Gesetzen der Racenbildung wir alle nun vorhandenen Racen herleiten, anfänglich blos an *einem einzigen* Paare, wie die mosaischen Nachrichten uns lehren, vorhanden war, oder ob an verschiedenen Orten zugleich diese Urmenschen geschaffen worden, wo in ersterm Falle die sogenannte Wiege des menschlichen Geschlechtes, in dem ersten Buch Mosis als Paradies, als ein Garten Eden bezeichnet, seine geographische Lage gehabt habe, darüber können wir freilich nur Vermuthungen aufstellen, indem wir uns gestehen müssen, dass alle hierüber bekannten Nachrichten einen rein mythischen Charakter an sich tragen. Einzelne auffallenderweise an sehr verschiedenen Punkten der Erde, ohne irgend sichtbaren Zusammenhang wiederkehrende Sagen verneinen die Annahme von mehreren, an verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit geschaffenen Urstämmen und lassen das ganze Menschengeschlecht von Einem Menschenpaar abstammen. Von wo die erste Bevölkerung der Erde ausgegangen sein mag, ist für uns in eben dasselbe Dunkel gehüllt, in welches wohl nie ein Strahl der Aufklärung fallen dürfte: mit Gewissheit können wir annehmen, dass der Wohnsitz der ersten Menschen in ihrem Anfangs ohne Zweifel hilflosen Zustande nicht die kalten unfreundlichen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Regionen in der Nähe der Polarkreise waren, wohin erst später Zufall und Noth sie verschlagen haben mochten, wir können vielmehr überzeugt sein, dass der sanftere und wärmere Himmelsstrich in der Nähe oder innerhalb der Wendekreise es war, wo sie zuerst ein ihrer Organisation entsprechendes Klima fanden, wo die Erde ohne viele Pflege ihnen reichliche Nahrung bot, und ein beständig heiterer Himmel, ein immer grüner Wald sie kein anderes Obdach vermissen liess. Dort mag die Gegend gelegen sein, von welcher die mosaischen Bücher sagen: „Gott pflanzte einen Garten in Eden und setzte Menschen darein.“ Ob nun dieser Garten seine geographische Lage in jenen von schneebedeckten Bergen umgebenen windgeschützten Thälern Asiens gehabt habe, welche von zwei mächtigen Flüssen, dem Euphrat und Tigris bewässert, heute noch als die Wiege der Menschheit bezeichnet werden, ob vielleicht durch spätere Revolutionen, etwa durch jene Wasserfluth, von welcher bei so vielen Völkern eine dunkle Sage gefunden wird, jede Spur jener Gegenden längst vertilgt ist, wer will das erforschen? nur das glauben wir behaupten zu können, dass wohl keine Gegend der ganzen Erde gefunden werden dürfte, von wo aus die Verbreitung der Menschen nach allen Richtungen leichter ermöglicht gewesen wäre, als eben jene, in der Mitte dreier Welttheile, an Flüssen gelegen, welche unmittelbar dem Weltmeere zuströmen, eine Gegend, von welcher aus, wie wir gesehen haben, auch die Verbreitung der meisten unserer Hausthiere, wahrscheinlich durch Vermittlung der Menschen selbst, vor sich ging, von welcher aus selbst noch in spätern, historischen Zeiten mächtige Völkerwanderungen welterschütternd gegen Westen hervorbrachen.

Dem Einwurfe Rudolphis, dass fünfhundert Millionen Menschen, denn so viel ohngefähr mögen nun die Erde bewohnen, von einem Menschenpaare abstammen, diess könne nur durch eine Kette von Wundern zur Möglichkeit werden, begegnen wir einestheils mit der einfachen Bemerkung, dass ja nicht nur die ganze Schöpfungs-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

geschichte, sondern die fortwährende Erhaltung der Welt eine ununterbrochene Reihe von Wundern genannt werden muss, anderseits halten wir ihm die sinnreiche Beweisführung Linnes über die Behauptung, dass im Anfange nur ein einziges Paar geschaffen wurde, vor: Die Erfahrung lehrt uns, sagt dieser geistreiche Naturforscher, dass jede Familie von Menschen, oder überhaupt von Geschöpfen, das Streben hat, sich zu vervielfältigen, und dass natürlicher Weise die Nachkommenschaft bei jeder Generation grösser wird. Folgen wir in Gedanken der Geschichte einer Art in absteigender Linie, so finden wir bei jedem Schritt in der Reihe die Zahl grösser, als auf der unmittelbar vorhergehenden Stufe, und wir sehen, dass die Zahl der Individuen einer jeden Art heute grösser ist, als sie gestern war.

Wenn wir nun in Gedanken die entgegengesetzte Richtung einschlagen, und die Reihe nach aufwärts zurück verfolgen, so sehen wir, wie jede Gattung in dieser Richtung zu einer kleinern Zahl zusammenschmilzt, indem Viele ihr Dasein von Wenigen ableiten, und diese Wenigen von noch Wenigern, und hier gibt es keinen Punkt, auf dem wir, immer rückwärts gehend, vernünftiger Weise stehen bleiben könnten, bis wir endlich zu einem einzelnen Paare kommen.

Wenn man endlich die Annahme, dass alle Menschenracen von *einem* Paare abstammen, desshalb absprechen will, weil wir diese Ausartungen nicht so schnell vor sich gehen sehen, als etwa bei manchen Hausthieren, wo Spielarten, so zu sagen, fast unter unsern Augen entstehen, so liegt darin noch kein Beweis vom Gegentheil. Wenn Rudolphi ein Beispiel von einer englischen Familie in Westindien anführt, deren Kinder und Nachkommen sich nach 6 Generationen in Nichts von den Engländern unterschieden, so frage ich, was sollen 6 Menschenalter heissen, wenn von Bildung der Menschenracen die Rede ist. Wenn auch der Einfluss klimatischer Verhältnisse und anderer äusserlicher Agentien bei dem Menschengeschlechte in der That grosse und auffallende physische Verän-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

derungen hervorzubringen vermag, so muss man doch annehmen, dass dieser Einfluss eine lange Reihe von Jahren wirksam gewesen sein muss, dass nicht etwa 5—6, sondern so viel Tausende von Generationen vorüber gehen mussten, ehe solche Erscheinungen zuerst vereinzelt und nun nur allmälig in grösserer Masse sich durch Fortpflanzung so ausbreiteten, dass sie endlich einer ganzen Familie, später noch einem grossen Geschlechte, und zuletzt einem ganzen Menschenstamme zukommen, und dann für einen einzelnen Stamm, oder eine Race charakteristisch wurden.

Dass übrigens solche Veränderungen unter gegebenen Verhältnissen in ungleich kürzerer Zeit vor sich gehen können, beweisen jene Irrländer, welche bei der Unterdrückung der Revolution in den Jahren 1641 und 1689 in die ödesten Gebirgsstriche jenes Landes getrieben wurden. In den Nachkommen dieser, aus einem schönen Menschenschlag hervorgegangenen Vertriebenen, welche gegen blos zwei Jahrhunderte abgeschieden von den Elementen der geistigen Bildung wie des leiblichen Wohlbefindens lebten, würde Niemand die nahen Stammverwandten der wohlgestalteten Bewohner ihrer frühern Heimathssitze erkennen. Der immer offene, weit hervorragende Mund, die schief herausstehenden Zähne, die platt niedergedrückte Nase, welche jene Gebirgsbewohner charakterisirt, sind Züge, welche mehr den äthiopischen und den mongolischen Varietäten, als der europäischen Normalform sich nähern. Dabei sind sie auch meist von verkümmertem Wuchse.

Wie sehr Klima, Nahrungsmittel und andere äusserliche Verhältnisse die Leiblichkeit zu verändern vermögen, wie weit diese Potenzen zur Entstehung und Ausbildung von Spielarten beitragen, haben wir bereits bei der Betrachtung unserer Hausthiere gesehen, und sind nach den hiebei gemachten Erfahrungen wohl berechtigt, daraus einen ähnlichen Schluss auf den Menschen zu machen. Seine beugsame, allen noch so entgegengesetzten Verhältnissen sich anschmiegende Natur, welche besonders wegen der Eigenthümlich-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

keit einer nackten Haut und ihrer Folgen einen höhern Grad der Hitze, aber auch eine mächtigere Kälte zu ertragen im Stande ist, erlaubt ihm, sich den verschiedenartigsten Einflüssen auszusetzen, aber er ist zu gleicher Zeit aus eben diesem Grunde geistig und körperlich den umbildenden Gewalten der klimatischen Verhältnisse eben so wie alle Thiere unterworfen. In nachtheiliger Weise scheint die fast beständige Kälte, welche in den Nachbarländern der Polargegenden herrscht, zugleich mit der einförmigen Armseligkeit des Bodens auf die körperliche sowohl als geistige Natur des Menschen zu wirken. Im Allgemeinen ist der Wuchs der äussern Glieder bei den Bewohnern jener winterlichen Gegenden (Länder) verkümmert, hiemit zugleich hat sich bei den Bewohnern des Feuerlandes der Seelenkräfte ein hemmender Dumpfsinn bemächtigt, während die kälter temperirte Zone, deren Zeit in den kürzern Genuss eines lieblichen Frühlings und Sommers und in die Entbehrung des Winters getheilt ist, mit den hochstämmigen Eichen zugleich auch die kräftigste Menschenform entwickelt, bei welcher sich neben der Stärke und Ausdauer der Muskeln, auch in entschiedener Weise Energie des Willens und Beharrlichkeit der geistigen Kräfte ausspricht. Die heisse Zone, unter den brennenden senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen des Aequators, sinkt der Wille und die Thatkraft des Menschen wieder, wie bei heftigen Kältegraden, zum trägen Dahinbrüten herunter, alle Thätigkeit des Körpers ist der Hautausscheidung durch Schweiss und Kohlenstoff zugewendet, und es entsteht das eigenthümliche Gewebe unter der Haut, welches dem Bewohner Afrika's die mehr oder minder schwarze Farbe verleiht. Die nämliche gestaltende Macht auf die Leiblichkeit des Menschen üben die verschiedenen Nahrungsmittel. Wie ausschliesslicher Genuss vegetabilischer Speisen schwächt, verweichlicht und einer kräftigen Entwicklung ungünstig erscheint, so vermehrt animalische Kost die Kraft, erzeugt dickeres Blut, festere und stärkere Muskulatur, und es lassen schon daraus die schwä-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

chern oder kräftigern Menschenschläge sich erkennen und ableiten. Es ist indess keineswegs das Klima, die Ernährungsweise und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform, oder die sogenannten Menschenracen begründet hat, es kommt bei dem Menschen noch etwas Anderes in Betracht, was bei den Abarten der Thiere nur andeutungsweise, nur in Rudimenten gefunden wird, nämlich der gewaltige Einfluss der Seele auf die leibliche Gestaltung des Menschen. Man hat an zahmen Hausthieren, vorzugsweise an Hunden, die Bemerkung gemacht, dass jene Varietäten des Haushundes, an denen die menschliche Zucht und Zähmung am Vollkommensten gelungen ist, in der Bildung ihres Schädels am weitesten von den wilden Stammverwandten abstehen, und überhaupt hierin eine vollkommenere Entwicklung zeigen. Auffallender noch zeigt sich diese Erscheinung an dem Menschen: bei den afrikanischen Negerstämmen lehrt es die Erfahrung allgemein, dass die sittlich gesunkensten und verwildertsten zugleich *die* sind, deren Gesichts- und Schädelform am meisten von der normalen und symetrischen abweicht. So sind die rohen Hobs, die verwilderten Bisagos diejenigen, denen der Charakter der Negerphysiognomie: flache Stirn, hervorstehendes Kiefer, die fast affenähnliche Gesichtsbildung am stärksten aufgeprägt ist. In ebenso lehrreicher Weise sehen wir die vollkommenere Entwicklung der äussern Form mit der höheren Ausbildung der innern Anlagen und Kräfte Hand in Hand gehen. Denn jene Völker der Südseeinseln, welche durch fortwährenden Verkehr, sowie durch eigenen innern Antrieb, begünstigt von einer der geistigen Entwicklung nicht mehr hinderlichen Verfassung, eine höhere Stufe der geselligen Bildung erreicht haben, sind der Schädelform, wie auch der übrigen Gestalt nach, die schönsten; jene, welche sich am hartnäckigsten gegen allen Verkehr nach Aussen auf ihren vereinzelten Inseln, oder im Innern der Waldgebirge abgeschlossen haben, und welche zu den niedrigsten Stufen einer barbarischen Rohheit herabgesunken sind,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

haben sich auch in der äussern Gestaltung am weitesten von der Normalform entfernt, sind zum Theil hässlicher geworden, als die hässlichsten Neger.

Endlich wirkt auf die Erzeugung der Gesammtform der Völkerphysiognomien, oder auf den Unterschied der sogenannten Menschenschläge besonders auffallend der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andern Menschen. Schon bei unsern Hausthieren wird bemerkt, dass die leibliche Form, dass alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredeln, wenn das einheimische Geschlecht der Thiere mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem andern Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die leiblich unter sich verwandt sind[4]). Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern der leiblich fortbildende Einfluss des geselligen Verkehrs auf die Form seines äussern Erscheinens bald veredelnd, bald entstellend ein: eine bekannte, hieher gehörige Erfahrung beweiset, dass Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe, oder die Freundschaft auf längere Zeit vereinigt, einander selbst physiognomisch (in Miene und Geberde) ähnlich werden, dass kleine Kinder die schönen, oder hässlichen Gesichtszüge ihrer ersten Pflegerinnen nicht selten annehmen.

Was ich Ihnen bisher auf Entstehung der menschlichen Varietäten, Abarten Bezügliches mitgetheilt, bitte ich als die nach meiner Ueberzeugung, nothwendigen Vorstudien zur eigentlichen Beschreibung und Schilderung der Haupt-Menschenracen in einer der nächsten Vorlesungen zu betrachten.

Ist auch hiebei Manches, wie es auch nothwendig in der Beschaffenheit dieses in so grosses Dunkel gehüllten Gegenstandes liegen musste, räthselhaft, und auf Hypothesen gegründet, so glaube

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ich doch, dass bei aufmerksamer Betrachtung, bei reiferm Nachdenken über das heute Vernommene dem sinnigen Denker hie und da Lichtblicke erscheinen dürften, welche das Geheimniss dieses Theils der Schöpfung ihm zwar nicht enthüllen, aber einen Schein werfen in die Tiefe einer Weisheit, die alles Lebendige trägt und erhält.

Aus dem Zusammenwirken, sowohl innerer, als äusserer Bedingungen, sind die gegenwärtig vorhandenen Racen der Thiere hervorgegangen.

Die leiblichen Eigenschaften derselben einerseits, Klima, Kultur, Vermischung der Thiere unter einander anderseits, haben aus den wilden Bestien des Waldes unsere zahmen Hausthiere geschaffen, und deren Gestalt, oft unter unsern Augen in der Weise verändert, dass wir zuweilen nur mit grosser Mühe, in manchen Fällen gar nicht mehr ihre wilden Stammeltern entdecken können.

Die nämlichen Bedingungen haben dazu beigetragen, dass die Leiblichkeit des Menschen je nach den verschiedenen Zonen der Erde eine verschiedene ist. Denn der Mensch ist nicht eine weitere Ausbildung, eine Fortentwicklung des niedriger als er stehenden Thieres, sondern eine selbstständige Schöpfung; von *einem* Urstamme ausgehend, hat er sich in seinen verschiedenen Gestalten verbreitet, denn auch die Menschen wie die Thiere verändern sich während ihrer Ausbreitung über die Oberfläche der Erde innerhalb der den Arten und Gattungen vorgeschriebenen Grenzen nach bestimmten, unwandelbaren Gesetzen.

Das war in gedrängten Worten der Inhalt meiner letzten zwei Vorträge. Wir schreiten nun zu der Betrachtung der verschiedenen Menschenracen.

Die Verschiedenheit des Menschengeschlechts, mit andern Worten, die aus *einem* Urstamme hervorgegangenen Spielarten desselben begründen sich einestheils und hauptsächlich auf die Verschieden-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

heit äusserer Merkmale, welche wir bei Vergleichung der mannigfaltigen Menschenstämme wahrnehmen, anderntheils auf die mehr oder minder entwickelte geistige Kraft der betreffenden Stämme, und auf den höheren oder niedrigern Grad sittlicher Bildung derselben. Dieser letzte Unterschied fällt jedoch, so wichtig er auch ist, weniger in die Augen, und so ist es namentlich die leibliche Entwicklung und Gestaltung des menschlichen Geschlechts, welcher wir bei Betrachtung der Menschenracen unser Hauptaugenmerk zuwenden werden

Zunächst ist es die Farbe und Textur der äussern Haut, welche bei der Unterscheidung der Menschenracen eine wichtige Rolle spielt. Die Färbung der Haut, wie sie bei dieser Gelegenheit in Betracht kommt, bewegt sich in den mannigfaltigsten Abstufungen zwischen dem hellsten Weiss und dem dunkelsten Schwarz. Deutlich bemerken wir den allmäligen Uebergang aus einer dunkeln in eine lichtere Färbung bei Betrachtung der verschiedenen Racen in einer gewissen, regelmässigen Reihenfolge. Die Schwärze des Negers, welche selbst schon mehr oder weniger Abstufungen unterworfen ist, geht über in das Gelbschwarze bei den Bewohnern von Malabar und der Insel Ceylon, dann verliert sich die schwärzliche Beimischung ins Olivengelbe beim Ostindier; in andern Fällen gesellt sich zu der schwarzen Hautfarbe statt der gelben eine rothe Beimischung, und so erblicken wir die kupferrothe Hautfarbe bei allen amerikanischen Stämmen in den verschiedensten Nuancen, fast in's Schwarze übergehend bei den Caraiben, broncefarbig bei den Peruanern, noch heller bei den nördlichen Stämmen; später noch erscheint selbst schon bei den Amerikanern ein durchschimmerndes Wangenroth, dieses wird sichtbarer bei dem sonnengebräunten Süd-Europäer, bis es zuletzt bei den Bewohnern der mehr nördlichen Länder Europas und Asiens bei vollkommen weisser Haut, als frisches Hellroth erscheint.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, genau zu ermitteln, worin die Verschiedenheit der Farbe, wie sie die Haut der verschiedenen Menschenformen zeigt, ihren eigentlichen Grund habe, und wiewohl sich viele Anatomen von grossem Rufe mit der Untersuchung dieses Gegenstandes befasst haben, so ist man doch bis jetzt zu keinem bestimmten Resultate in dieser Beziehung gelangt. Indessen scheint so viel ermittelt zu sein, dass eine unter der durchsichtigen Oberhaut befindliche Lage von färbender Substanz die nächste Veranlassung zur Entstehung der verschiedenen Farbentöne gibt. Wie diese Substanz, welche man Pigment nennt, zwischen die Ober- und Unterhaut abgelagert wird, weiss man noch nicht ganz genau, obgleich nicht bezweifelt werden dürfte, dass dieselbe vom Blute abgesondert wird, und eine Verbindung von Eisen und Kohlenstoff darstellt. Offenbar steht dieser Akt der Pigmentbildung im innigsten Zusammenhange mit den gewöhnlichen Absonderungs- und Ausscheidungsprozessen des menschlichen Organismus, auf welche bekanntlich die klimatischen Verhältnisse einen mächtigen Einfluss haben, besonders scheint es auch daher in heissen Ländern die Galle zu sein, welche in gegebenem Falle wohl den grössten Beitrag zu jener Absonderung liefert.

Diese färbende Materie kann, wie Beobachtungen gezeigt haben, durch Aufsaugung aus einer Haut, welcher sie natürlicherweise zukommt, theilweise oder gänzlich entfernt, absorbirt werden. So sind Fälle bekannt, wo Neger allmälig ihre schwarze Farbe verloren haben. *Klinkosch* erzählt bei Prichard einen Fall, wo ein Neger seine Schwärze gänzlich verlor und gelb wurde, und *Caldani* erwähnt eines Negers, der als Kind ganz schwarz nach Venedig gebracht wurde, allmälig aber eine hellere Farbe annahm und zuletzt genau das Aussehen einer Person, die an Gelbsucht leidet, bekam, und diese Farbe auch beibehielt. Als Gegensatz sieht man häufig Europäer von rein weisser Farbe nach längerm Aufenthalte in Ostindien oder andern heissen Gegenden, nach und nach eine

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gelbe Hautfärbung bekommen, welche, weit entfernt, die Wirkung der Sonnenstrahlen zu sein, vielmehr mit abnormen Vorgängen in der Gallen- und Leberabsonderung zusammenzuhängen scheint. Aus allem dem erleuchtet zur Genüge der grosse Einfluss, welchen die klimatischen Verhältnisse auf die Färbung der menschlichen Haut ausüben, hervor, und zeigt, wie sehr dieselben bei Entstehung von Menschenracen in Rechnung gebracht werden müssen. Es ist Thatsache, dass alle dunkelfarbigen Menschenracen dieses färbende Pigment unter ihrer Oberhaut absondern, ja man kann selbst mit Bestimmtheit annehmen, dass es auch unsern hellgefärbten Menschenracen zukommt, und dass davon die mehr oder minder brünette Färbung abhängt. In den ziemlich seltenen Fällen, in denen dieses Pigment gänzlich fehlt, sehen wir einen eigenthümlichen widernatürlichen Menschenschlag entstehen, die sogenannten *Albinos*, oder Kakerlaken. Diese sonderbaren Menschen, denen das färbende Element nicht nur unter der Haut, sondern auch in der, wie wir später sehen werden, mit dem Hautorgane in gewisser Beziehung stehenden Regenbogenhaut des Auges, so wie in den Haaren mangelt, wesshalb letztere ungefärbt weiss, seidenartig oder hellgelb*), ihre Regenbogenhaut von durchscheinenden Blutgefässen roth gefärbt ist, kommen unter allen Menschenracen, selbst unter Negern vor. In Europa sind sie nicht gar selten, *Blumenbach* allein hat in Deutschland 16 Fälle beobachtet, in Afrika kommen sie unter den schwärzesten Negern vor, haben krauses, wolliges, weisses Haar; man betrachtet sie als grosse Seltenheiten, und sie sind Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und werden von schwarzen Königen als Zierde gehalten. Bei allen hat die rothe Iris (Regenbogenhaut) eine zitternde Bewegung und ist höchst empfindlich gegen das Licht. Unter den kupferfarbigen Einwohnern Amerikas sind diese Albinos ebenfalls sehr häufig, und so bildet diese sonderbare Va-

*) Blumenbach vergleicht diess passend mit Ziegenhaaren

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

rietät eine Abart unter den Racen, welche sich oft durch mehrere Geschlechter fortpflanzt, wie sie auch, aus unbekannten Ursachen, plötzlich entstehen kann.

Abgesehen von der Farbe der Haut hat man an derselben bei einigen Racen noch andere besondern Racen zukommende Eigenthümlichkeiten wahrgenommen: eine beständige, auffallende Kühle, eine sammtartige Weichheit und Glätte derselben beobachtet man fast durchgehends bei allen Negern: damit zugleich ist bei demselben Völkerstamme eine specifische, widerlich riechende Ausdünstung verbunden, welche dem Kundigen selbst in einem dunkeln Zimmer die Anwesenheit eines Negers verräth.

Mit der Hautfarbe steht bei den Menschenracen, wie wir bereits angedeutet haben, die Färbung der Haare und der Regenbogenhaut des Auges fast beständig und nur mit wenigen Ausnahmen in einem gewissen harmonirenden Zusammenhange, so zwar, dass bei dunkler Färbung der Haut auch die Haare dunkel, bei lichter werden dieselben auch die letztere bis zur hellen blonden und rothen Farbe abwechseln.

Selbst die Textur der Haare ist bei den verschiedenen Menschenracen verschieden: das kurze krause Haar der Neger und einiger ihm verwandter Stämme ist von der gewöhnlichen schlichten Kopfbedeckung der amerikanischen Indianer oder auch der Europäer so abweichend, dass vielleicht keine von den übrigen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes uns mehr zu berechtigen scheint, als diese, verschiedene Arten daraus zu machen. Allein ich muss hiebei auch wieder ähnliche Erscheinungen in der Thierwelt anführen, um zu zeigen, wie weit die Ausartung bei einzelnen Arten sich erstrecken kann. Betrachten wir zu diesem Zwecke nur den Hund. Während einige Arten dieses Geschlechtes kurzes, schlichtes Haar haben, erblicken wir andere derselben in langes zottiges Fell gehüllt, der Pudel hat, gleich dem Neger, fein gekräuselte Wolle, und, um für den spärlichen Haar- und Bartwuchs

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

einiger Nationen ein Seitenstück beim Thiere zu finden, dürfte ich nur an die haarlosen amerikanischen Hunde erinnern.

Derselbe entsprechende Farbenwechsel, welchen wir bei den Haaren beobachten, bietet sich uns auch bei Betrachtung der Regenbogenhaut des Menschen dar: bei sehr dunkler Farbe der Haut und der Haare ist die Iris gewöhnlich schwarz oder sehr dunkelbraun. Mit Hellerwerden der Haut und der Haare geht diese Färbung durchs Braune ins Gelbe, ins Grüngelbe, Luftgraue und Azurblaue über. In allen Fällen scheint der Farbe der Haare und der Regenbogenhaut, eben so wie der allgemeinen Bedeckung eine entsprechende Pigmentbildung zu Grunde zu liegen. Obgleich nun diese drei Organe: Haut, Haare und Regenbogenhaut sich in Bezug auf Färbung in den meisten Fällen entsprechen, so gehören doch Ausnahmen hievon nicht zu den seltenen Fällen, und häufig sehen wir, als ein Attribut der Schönheit, ein blendendweisses Gesicht von pechschwarzen Haaren umwallt, und zugleich blaue, sogenannte Vergissmeinnicht-Augen unter schwarzbraunen Augenwimpern und Haupthaaren.

Wichtigere Anhaltspunkte zur Unterscheidung der Menschenracen, als die Hautfarbe, bieten sich uns in dem Bau des Knochengerüstes namentlich aber in der Form der Schädel. Schon die Gestalt des Körpers, die Grösse und Verhältnisse der einzelnen Gliedmassen zu einander, der Grad der physischen Stärke und Gewandtheit sind bei den Menschenracen sehr verschieden Das Längenmass der verschiedenen Völkerstämme, obwohl es bei verschiedenen extremen Nationen, z. B. bei den Patagoniern und den Eskimos, eine nicht beträchtliche Differenz zeigt, kann uns kaum veranlassen, die Annahme *einer* Stammrace aufzugeben. Die grösste Menschenrace, die existirt, sind die Patagonier, da sie in der Regel eine Höhe von 6—7 Fuss erreichen, die kleinsten, verkümmertsten Exemplare des menschlichen Geschlechtes dagegen, eine ebenfalls amerikanische Nation, die Eskimos, bleiben in der Regel unter

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

5 Fuss, und es ist kein Zweifel, dass in ihrem kalten unfreundlichen Geburtslande, wo Bäume und Pflanzen verkümmern, und zwergartig bleiben, klimatische Verhältnisse an ihrer geringen körperlichen und geistigen Entwickelung die Schuld tragen.

Uebrigens zeigen alle Länder und Völker gleichzeitig gemischt, neben einem Mittelschlage, der als Normalmass dienen kann, grosse und kleine Leute, ja selbst in ein und derselben Familie sehen wir nicht selten eine auffallende Verschiedenheit der Grösse. Wie so zu sagen, durch Absicht ein Menschenschlag in Bezug auf Grösse verbessert werden kann, darüber gibt uns Dr. *Forster* in Berlin einen bedeutsamen Wink. Bekanntlich bestand die Leibwache des Königs Friedrich von Preussen, welche 50 Jahre in Potsdam stationirt war, durchgehends aus kolossalen, in allen Weltgegenden zusammengeworbenen Männern. Eine grosse Menge der gegenwärtigen Einwohner jener Stadt, sagt Dr. *Forster*, sind von ungewöhnlich grosser Statur, was noch mehr an den zahlreichen gigantischen Frauengestalten dort auffällt.

Nach Beobachtungen des berühmten Anatomen *Sömmering* sind beim Neger die Lenden und Hüften schlanker, das Becken schmäler als beim Europäer, auch hat man in Bezug auf die Zahl der Rückenwirbel, und in der grösseren oder geringeren Wölbung des Brustbeines bei den verschiedenen Menschenracen erhebliche Unterschiede finden wollen. Man hat Abweichungen zwischen Europäern und Negern und anderen Menschenracen wahrgenommen in der verhältnissmässigen Länge der Extremitäten, verglichen mit dem Rumpfe, und im Verhältnisse der Gliedmassen und der Knochen der Arme und Beine untereinander. Diese letzten Verschiedenheiten sind jedoch nicht immer zuverlässig, von anderen Anatomen nicht beobachtet worden, somit von weniger Belang und Werth für unsere Betrachtung: die auffallendste Verschiedenheit im Skelette des Menschen bildet bei Bestimmung der Racen immer der Schädel, wesshalb es nicht unzweckmässig sein dürfte, bei

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

diesem Punkte länger zu verweilen, und hierüber ausführlicher zu sprechen.

Ich muss hier zuerst auf einen Gegenstand meines letzten Vortrages zurückkommen, nämlich auf die Behauptung, dass der Mensch sich aus dem Affen allmälig zum Menschen herangebildet habe. Man hat die bei oberflächlicher Betrachtung wahrgenommene Aehnlichkeit des Affen mit dem Menschen benützt, um den Laien diese Ansicht zu oktroyiren. Was davon zu halten sei, habe ich bereits in meinem letzten Vortrage ausführlich besprochen, und beschränke mich heute nur darauf, Ihnen zur Vergleichung die Abbildung mehrerer Affen- und eines Menschenschädels zu empfehlen. Schon der erste Anblick kann Sie, wenn Sie es noch nicht sind, überzeugen, dass ein Affenschädel sich mehr der thierischen Form nähert, während der menschliche sich davon entfernt.

Man hat zur Bestimmung der Schädelformen verschiedene Linien, sogenannte Gesichtslinien ausgedacht, wodurch man die edlere von der unedlern zu unterscheiden suchte. Die bekannteste von allen ist die von einem gewissen *Peter Camper* angegebene. Er nahm zu diesem Zwecke zwei Linien an, eine senkrechte, gerade Linie, die eigentliche Gesichtslinie, von dem hervorragendsten mittleren Theile der Stirn bis auf den mittleren, hervorstehendsten Theil des Oberkiefers, und eine horizontale Linie, von der Oeffnung des knöchernen Gehörganges nach der Richtung des Grundes der Nasenhöhle bis an den vordersten Theil dieses Grundes. Der von diesen Linien bei ihrem Zusammentreffen eingeschlossene Winkel nun ist der sogenannte *Camper*'sche Gesichtswinkel. Je mehr sich dieser Winkel einem rechten nähert, desto edler ist die Schädelform, je kleiner er wird, desto mehr nähert sich diese Schädelform dem thierischen Typus. Bei dem menschenähnlichsten Affen beträgt er nicht über 58 Grade, während er bei der edeln griechischen Schädelform des Menschen 90 Grade hat.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Was nun die Gestalt des menschlichen Hauptes betrifft, so ist sie, wie bereits gesagt, am meisten geeignet, die Verschiedenheiten der Menschenracen darzustellen, und wir nehmen mit *Blumenbach* in Göttingen drei Hauptformen an, auf welche sich der Umriss des Schädels der verschiedensten Völkerstämme zurückführen lässt, nämlich:

1. Die symetrische, oder ovale Form.
2. Die viereckig breite Form.
3. Die schmale, in die Länge gezogene Form.

Betrachten wir also zuerst die symetrische Form des Menschenschädels

Mit Recht können wir diese Formen als Ideal- und Urform für das gesammte Geschlecht der Menschen betrachten. Denn sie ist es, in welcher der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor dem Thiere am vollkommensten sich ankündigt, sie ist es, zu welcher alle die anderen Nebenformen durch Vervollkommnung sich heranbilden. Schon im Allgemeinen deutet der rundere Umriss auf ein Gleichgewicht der verschiedenen Richtungen hin, nach denen die Theile des Gehirns sich entfaltet haben Ueber den übrigen Regionen des Angesichtes thront die hoch und weit gewölbte Stirn, welcher sich die Backenknochen und Jochbogen der mittleren Region so harmonisch anordnen, dass sie weder zur Seite, noch nach Vornen über jene Bogenlinie hinaustreten, welche mit der Stirne das wohlgeordnete Oval bildet. Hiemit im Einklange rundet sich auch die untere Region der Kiefer: denn diese mit ihren Zähnen stehen nicht schief nach Aussen gekehrt, wie am Schädel einiger Nebenformen über die senkrechte, von der Stirne ausgehende Linie hervor, so dass auch dieser thierische Theil des Angesichts eine menschlich ansprechende Bedeutung erhält.

Während bei der symetrischen Schädelform die Stirn es ist, welche in vorherrschender Weise bestimmend und entscheidend wird, sehen wir in der zweiten, der viereckig breiten Form, den

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

mittleren Theil des Schädels, nämlich die Gegend zwischen dem oberen Augenhöhlenrande und dem Oberkiefer zur Geltung kommen, und besonders markirt hervortreten. In auffallender Weise springen hier die Backenknochen unter der Mitte der Augenhöhle nach Vornen, die Jochbogen zu beiden Seiten hervor, so dass eine durch die letzteren gezogene Linie die Basis eines Dreiecks bildet, dessen Spitze in den Gipfel der Stirn fällt. Die Augenhöhlen sind gross und tief, die Nase ist platt, und die Nasenbeine bilden mit den Zwischenräumen zwischen den Augenbraunen und mit den Backenknochen fast eine Ebene, wodurch der obere Theil des Gesichtes eine abgeplattete Fläche wird.

In der dritten Hauptform der menschlichen Schädel endlich, in der schmalen, in die Länge gezogenen, waltet die unterste Region des Gesichtes vor und verdrängt die Bedeutung der Stirn, und der Mittelgegend (des Gesichtes). Die Ober- und Unterkiefer sind ungewöhnlich stark entwickelt. Die Schläfenmuskeln, welche den Kinnladen beim Beissen und Zermalmen der Speisen während des Lebens dienten, waren während des Lebens so kräftig entwickelt, dass durch ihre Wirksamkeit der Vorderschädel an seinen Seiten zusammengedrückt, und in die Länge gedehnt wurde. Die Backenknochen treten nach Vorne, nicht nach beiden Seiten über die Linie der meist niedern, wenig entwickelten Stirn hervor, und noch mehr ist diess bei den Oberkieferknochen der Fall, welche über das Normalmass verlängert sind, und deren Zähne, wie die der Unterkinnlade nicht senkrecht nach oben, wie bei der symetrischen Form, sondern schief nach Aussen und Vornen gerichtet stehen.

So viel glaube ich über die drei Schädelformen vorerst im Allgemeinen sagen zu können. Alle übrigen Anhaltspunkte, welche man bei Bestimmung der Menschenracen anzunehmen für gut befunden hat, sind bei genauerer Untersuchung theils nicht stichhaltig genug, theils zu unbedeutend, um erwähnt zu werden, überhaupt hat man hier, wie bei allen wissenschaftlichen Forschungen,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Gegenstände in das Bereich der Untersuchung gezogen, die nicht hieher gehören, und fast jeder Gelehrte hat versucht, eine eigene originelle Entdeckung dabei aufzutischen. So hat man die Zahnbildung, die Verschiedenheit der Lebensdauer, und dergleichen mehr hervorgesucht, um daraus die Verschiedenheit der Menschenracen nachzuweisen. Man wollte die Windungen des Gehirns bei den Aethiopiern zahlreicher gesehen haben, als bei anderen Stämmen, man glaubte entdeckt zu haben, dass die Gehirnsubstanz des Negers eine graulichere Färbung habe, als die des Europäers, allein diess Alles hat sich nicht bestätigt.

Nachdem wir nun die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale, welche bei Bestimmung der Menschenracen uns leiten dürften, kennen gelernt haben, so sollte man im ersten Augenblicke glauben, es sei ein Leichtes, die gesammte Menschheit mit Hilfe dieser Merkmale aus einander zu scheiden, und den verschiedenen Racen einzuverleiben. Allein die Schwierigkeit der Eintheilung ist grösser, als man glaubt, und besteht hauptsächlich darin, dass man wegen der häufigen Uebergänge der verschiedenen Racen in einander unmöglich feste Grenzen zwischen ihnen ziehen, und eine scharfe Charakteristik derselben entwerfen kann. Die verschiedensten Formen des Menschen sind durch gegenseitige Uebergänge so in einander verschlungen, so innig an einander angereiht, dass ihr Complex nur ein einziges Ganzes ausmacht, von welchem die Racen blos die hervorstechenden Glieder zu bezeichnen im Stande sind. Die mannigfaltigsten Gestalten des Menschengeschlechts lassen sich freilich, wie wir sogleich sehen werden, auf einige Hauptformen zurückführen. Wenn diese sehr deutlich ausgeprägt, und mit allen ihnen zukommenden charakteristischen Merkmalen ausgestattet sind, so zeigen sie sich in allen Fällen so verschieden, dass man keinen Augenblick in Zweifel sein kann, wohin man die einzelnen Individuen anzureihen hat. Dagegen gibt es ganze Völkerstämme, welche zwischen den angenommenen Hauptracen so hin- und herschwan-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ken, dass man nicht weiss, ob man sie dieser, oder jener zuweisen soll. Ueberdiess kommt hier noch eine andere, nicht minder wichtige, für die Einheit des Menschengeschlechts höchst bedeutungsvolle Thatsache in Berücksichtigung: man findet nämlich in jeder einzelnen Race Individuen, die von der dieser eigenthümlichen Norm auffallend abweichen, und an andere Racen erinnern. Man trifft Schädel von afrikanischer Bauart bei Europäern, während es nicht zu den Seltenheiten gehört, dass man unter den Mongolen oder Negern europäischen Gesichtsbildungen begegnet, ohne dass eine heterogene Vermischung stattgefunden hätte.

Prichard schildert uns Negervölker im Innern Afrikas, welche statt der Stumpf- eine Habichtsnase, statt der Wollhaare, lange schlichte Haare, ja statt der schwarzen eine lichtbraune Farbe haben.

Solche gegenseitige Ausnahmen und Uebergänge verschiedener Formen in einander bilden nebst der Thatsache, dass alle verschiedenen Racen fruchtbare Ehen unter einander schliessen können, unwiderlegliche Beweise, dass sie nur Racen einer und derselben Art sind. Wann sich die verschiedenen Racen des menschlichen Geschlechts gebildet haben, ist uns unbekannt, nur so viel wissen wir, dass dieselben bereits vorhanden waren, als die historischen Anhaltspunkte aufzutreten anfingen, und dass sich seit dieser historischen Zeit keine neuen gebildet haben, dass somit die Racenbildung einer vorhistorischen Zeit angehört.

Schon frühzeitig haben sich die Naturforscher bemüht, das menschliche Geschlecht in bestimmt umschriebene Klassen einzutheilen, und es sind in dieser Beziehung die auf die verschiedenartigsten Momente begründeten Systeme aufgestellt worden. Ich will Sie heute nicht damit ermüden, dass ich Ihnen alle hieher bezüglichen Eintheilungen aufzähle, doch sei es mir vergönnt, einige der wichtigsten zu bezeichnen.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Wie ich bereits erwähnte, war Blumenbach in Göttingen der erste, der die Lehre von den Menschenracen wissenschaftlich bearbeitete: Er theilt die Menschenspezies in 5 grosse Varietäten:

Kaukasier,

Malayen. *Amerikaner,*

Aethiopier. *Mongolen,*

und betrachtet zugleich die kaukasische Varietät als den Urstamm.

Cuvier bemühte sich, alle Zweige des Menschengeschlechtes auf 3 Hauptstämme, nämlich *Kaukasier*, *Mongolen* und *Aethiopier* zurückzuführen.

Mit Zugrundelegung des Gesichtswinkels, von dem ich bereits gesprochen, glaubt Virey die Menschen in folgende zwei Hauptklassen eintheilen zu dürfen:

1) Menschen mit Gesichtswinkel von 85—90 Graden: Araber, Indier, Celten, Kaukasier, Chinesen, Kalmücken, Mongolen, Lappen, Amerikaner.
2) Menschen mit Gesichtswinkel von 75—85 Graden: Kaffern, Neger, Hottentotten, Papus.

Lesson versuchte eine Eintheilung, bei welcher er die Farbe, Bory de St. Vicent eine, wobei die Haare den Eintheilungsgrund bildeten.

Prichard endlich, der wohl in diesem Fache zunächst Blumenbach das Meiste geleistet hat, nimmt sieben Hauptklassen an:

1) *Iranier* (Kaukasier) Europäer und die ihnen verwandten Völkerstämme.
2) *Tauranier* (Mongolen) Kalmücken, Mongolen, Chinesen, Japaner u. s. w.
3) *Amerikaner.*
4) *Hottentotten.*
5) *Neger.*
6) *Papu's* (Völkerstämme der Inselgruppen des stillen Weltmeeres).
7) *Alfuru's* (australische Racen)

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Alle diese Eintheilungen, dazu bestimmt, Licht und Aufklärung in die Lehre von den Menschenracen zu bringen, machen die Verwirrung nur noch grösser, und beweisen höchstens, wie zahllos die Uebergänge von einer Menschenrace zur anderen sind.

Selbst unser hochgefeierter Zeitgenosse, *Alexander v. Humboldt,* erkennt und gesteht die ungemeine Schwierigkeit, die sich der Aufstellung eines stichhaltigen Systems der Menschenracen entgegenstellt. „Die Gliederung der Menschheit, sagt er im ersten Theile des Kosmos, ist nur eine Gliederung in Abarten, die man mit dem freilich etwas unbestimmten Worte „Race" bezeichnet. Wie in dem Gewächsreiche, in der Naturgeschichte der Fische und Vögel die Gruppirung in viele kleinere Familien sicherer als die in wenige grosse Massen umfassende Abtheilungen ist, so scheint mir auch bei der Bestimmung der Menschenracen die Aufstellung kleinerer Völkerfamilien vorzuziehen zu sein." Wenn wir auch diesem Ausspruche *Humboldts,* der von der tiefsten Einsicht, von der gründlichsten Erfassung unseres Gegenstandes zeugt, vollkommen beipflichten müssen, wenn ich mich in Folge hievon verleiten lassen könnte, Ihnen in diesem Sinne die Menschenracen vor Augen zu führen, so würden Sie es mir doch wenig Dank wissen, wenn ich Ihnen eine jedenfalls ermüdende Aufzählung und Beschreibung der vielen kleinen und grossen Völkergruppen hier geben wollte; bei dem besten Willen, bei der möglichst kürzesten Fassung könnte ich in der mir vergönnten Zeit unmöglich diese Aufgabe lösen, und ich sehe mich daher, ungeachtet meiner besseren Ueberzeugung, in die Nothwendigkeit versetzt, Ihnen, nach einem, meiner Ansicht am besten zusagendem Systeme einen allgemeinen Ueberblick zu geben.

Da nun nach meiner Ueberzeugung die Schädelform am ersten bei Bestimmung der Menschenracen massgebend ist, so wollen auch wir diesen als Eintheilungsgrund betrachten, und mit *Burmeister* folgende Eintheilung annehmen, welche auch vollkommen zu der

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Classificirung der Schädel, welche ich Ihnen bereits mitzutheilen die Ehre hatte, passt:

1. Nationen mit ovaler Schädelbildung.
2. Nationen mit quadratischer Schädelbildung.
3. Nationen mit eliptischer Schädelbildung.

Die ovale Schädelbildung, welche wir schon als die sogenannte symetrische Form des Menschenschädels kennen gelernt und von welcher wir bemerkt haben, dass sie als die Ideal- und Urform des gesammten Geschlechtes der Menschen zu betrachten sei, können wir auch als die Normalform eines einzelnen grossen Menschenstammes, des sogenannten Kaukasischen betrachten. Vom Himalaja-Gebirge an bis an den indischen Ocean, mit Einschluss von ganz Hindostan, Persien und Arabien, vom Ganges bis an die Küsten des atlantischen Oceans mit Inbegriff des nördlichen Theiles von Afrika und ganz Europa's herrscht mit wenigen Ausnahmen eine ähnliche Körperbildung und eine nicht zu verkennende Verwandtschaft der Sprachen bei allen Völkern, welche sich innerhalb der Grenzen dieses eben angegebenen (bezeichneten) Theiles der Erde befinden. Es ist diess die kaukasische Race, nach *Prichard,* der iranische Völkerstamm. Diese über die ganze Welt sich immer weiter ausbreitende, die anderen Menschenstämme mehr und mehr verdrängende Race hatte wohl ihren anfänglichen gemeinschaftlichen Wohnsitz in Vorderasien, in der Nähe jenes mächtigen Gebirgsstockes, der mit erhabenem und weitgedehntem Rücken bei der Bildung des festen Landes zuerst den Menschen und Thieren eine feste bewohnbare Fläche darbieten mochte. Von da, am Fusse der Gebirge hinziehend, und dem einladenden Laufe der Flüsse folgend, mochten die Menschen bald die Ebenen des südlichen und westlichen Asiens bevölkern, frühe schon mochten diese Asiaten über den persischen und arabischen Meerbusen auf afrikanischen Boden gelangt sein, zahlreiche Menschenschwärme aber sind wohl auch über das mittelländische Meer gezogen, und von den Westküsten

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Asiens mochten allmälig mittelbar oder unmittelbar die meisten Inseln und Küstenländer jenes Binnenmeeres bevölkert worden sein. Jede Niederlassung wurde ein neuer Centralpunkt der weiteren Verbreitung und es haben hiedurch wohl Asien, Afrika und Europa zur vielfältigen und gegenseitigen Verbreitung der kaukasischen Race beigetragen. So gehören nun zu dieser Race alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen, viele Völker des westlichen Asiens diesseits des Ob's, des kaspischen Meeres und des Ganges die Bewohner Arabiens, Nubiens, Aegyptens, der Berberei und anderer nordafrikanischer Staaten.

Die Verchiedenheit klimatischer und anderer Verhältnisse war nicht im Stande, die dieser Race im Allgemeinen zukommenden Charaktere zu verwischen, und wenn auch die weisse Hautfarbe, wie noch zuweilen irrigerweise Viele glauben, nicht unter die Eigenthümlichkeiten dieser Race gehört, da sie zwischen dem reinsten Weiss und einem dunkeln beinahe in's Schwarze übergehenden Braun schwankt, so bleibt doch immer die Schädelbildung ein charakteristisches Merkmal. Diesem entsprechend ist der Kopf des kaukasischen Stammes im Umrisse oval, die Stirne hoch und gerade aufsteigend, die Gesichtslinie der senkrechten genähert, die Augenliderspalte wagerecht, die Nase schmal und hervorstehend, der Mund klein mit schmalen Lippen, das Kinn gerundet. Die Haare sind schlicht, weich und vom Blonden bis in's Schwarze verlaufend. Die Farbe der Haut ist in der Regel weiss, zieht sich aber allmälig in den Extremen bis in's Olivenfarbe und Schwarze, wie z. B. bei den Bewohnern Lybiens, Abyssiniens in Afrika. In Bezug auf den physischen Charakter dieses Stammes möchte noch Folgendes zu bemerken sein: Bei den Bewohnern der flachen Länder in der Gegend des Mittelmeeres, wozu Spanier, Italiener, Griechen, Mauren gehören, ist schwarzes Haar, dunkle Augen und eine bräunlich weisse Gesichtsfarbe fast allgemein, denn kaum ein Bewohner unter mehreren Hunderten macht davon eine Ausnahme.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Weiter nördlich, diesseits der Pyrenäen und Alpen, in der Breite von Frankreich ist die herrschende Farbe des Haares kastanienbraun mit entsprechender hellerer Färbung der Augen und der Haut. Im nördlichen Theile von Deutschland, in England, Dänemark, Finnland und einem grossen Theile von Russland ist die hochblonde Varietät vorherrschend. In Schweden und Norwegen endlich finden wir grosse, weisshaarige Leute mit lichtgrauen Augen, Kennzeichen, die so häufig nördlich von der Ostsee vorkommen, und so haben wir nördlich vom Atlasgebirge vier Varietäten der menschlichen Farbe, welche in genauer Uebereinstimmung mit Breite und Klima von Süden nach Norden aufeinander folgen Wenden wir uns, wie wir später sehen werden, vom Atlas südlich gegen den Aequator, so werden wir dieselbe Steigerung aus dem dunkeln Gelb zum tiefen Schwarz finden.

Mit der symetrischen, harmonischen Leibesform der kaukasischen Race geht auch die Geistesbildung derselben, mit der Schönheit der äusseren Bildung, mit der vollkommenen Entwicklung der äusseren Form die hohe Ausbildung der inneren Anlagen und Kräfte Hand in Hand. Wir sehen auch in der That bei der kaukasischen Race einen höheren Grad geistiger Anlagen, als bei anderen Völkerstämmen, eine gleichmässigere Entwicklung sämmtlicher Geistesfähigkeiten, während bei anderen Racen einzelne Richtungen und Geistesanlagen hervorragend begünstigt erscheinen. Die Erfahrung von Jahrtausenden lehrt uns, dass die höchste Ausbildung in jedem Zweige der Wissenschaft stets von der kaukasischen Race ausgegangen, dass die erfolgreichsten Erfindungen und Entdeckungen ihr angehören, dass die Verbreitung von Kultur und Bildung über alle anderen Racen von ihr ausgeht, und wie könnten wir vergessen, zu erwähnen, dass sie auch dazu ausersehen war, den Segen des Christenthums in die entferntesten Länder zu tragen.

Wenn wir die der kaukasischen Race eigenthümliche *symetrische* Schädelform als den Urtypus betrachten, so ergeben sich die mon-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

golische mit der viereckig breiten, so wie die äthiopische Race mit der schmalen in die Länge gezogenen Schädelbildung als Varietäten. Unter welchen Verhältnissen diese Varietätenbildung vor sich ging, wie viel Zeit dazu erforderlich war, die Umgestaltung der kaukasischen in die mongolische, oder äthiopische Race zu bewerkstelligen, wird wohl nie zur Genüge entschieden werden, und jede hieher bezügliche Erklärung kann sich nur im Gebiete des Hypothetischen bewegen. Auch wir müssen in Ermanglung eines positiven Anhaltspunktes eine hypothetische Erklärung wählen, und folgen hiebei derjenigen, welche, wenn wir nicht irren, zuerst *H. v. Schubert* aufgestellt hat.

In der Mitte Asiens, in uralter Vorzeit wohl der Grund eines gewaltigen Binnenmeeres, liegt ein unermessliches Steppenland: die Wüste Kobi oder Schamo. Viele Tagreisen hindurch siehet in jener Gegend das Auge des Wanderers nur ein ungeheures Flachland, theilweise aus grünen Steppen, theilweise aus sterilem Sandboden bestehend. Der Süden dieser unabsehbaren Fläche ist vom Himalaja begrenzt, im Westen derselben erhebt sich das Belur-, im Norden das Amur-Gebirge, während im Osten der mächtige Brahmaputra dieses Thal schliesst. Zur Zeit, als die kaukasischen Völkerzüge, wie wir gesehen haben, ihre vorherrschende Richtung nach Westen, vor Allem nach dem durch seine vielseitige Kulturfähigkeit und seine Lage an einem mächtigen Binnenmeere hochbegünstigten Europa, sowie nach Nord-Afrika nahmen, riss sich ein anderer Stamm vom gemeinschaftlichen Mutterlande, dem Hochrücken Vorderasiens los, und richtete seinen Lauf gegen Osten und Südosten, in jenes eben beschriebene Steppenland, und hier mag es gewesen sein, wo die Umbildung der kaukasischen zur mongolischen Race vor sich ging. Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste, die tägliche Gewöhnung des scharfsichtigen Auges, über unabsehbare gleichförmige Flächen hinzublicken, die feststehenden

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Familienzüge des Mongolenstammes in das Menschenangesicht eingrub. Die tief eingeprägten Spuren dieses Vorgangs erblicken und erkennen wir schon am Schädel der mongolischen Race, welcher mit der von uns bezeichneten viereckig breiten vollkommen übereinstimmt. Wenn bei der kaukasischen Race die Stirn es ist, welche in vorherrschender Weise den Bauplan des Angesichtes begründet, so sehen wir in der mongolischen Schädelbildung die Mittelregion des Angesichtes die Hauptstellung einnehmen. Die überwiegende Entwicklung dieser Theile deutet auf jenes hochgesteigerte Vermögen der Sinne hin, wodurch der mongolische Menschenstamm sich auszeichnet. Die weit von einander stehenden Augen, der breit angelegte Bau der Nase, mit den platten Nasenbeinen, machen den mongolischen Völkerstamm einer Schärfe des Gesichtes, Gehöres und Geruches fähig, worin kein anderes Volk ihm gleich kommt. Er erkennt nach *Pallas* auf seinen Steppen Gegenstände, welche der reisende Europäer mit Hilfe bewaffneter Augen kaum zu unterscheiden vermag, mit unbewaffnetem Auge, riecht Feuer, oder die Witterung einer in der Nähe gelagerten Horde in unglaublicher Entfernung und vernimmt, vermittelst seines feinen Gehörs, das leiseste Geräusch auf eine unbegreifliche Entfernung. Von dieser Hauptrace können wir folgende Charakteristik geben: gegen die Nase zu etwas schief abwärts laufende und flach ausgefüllte Augenwinkel, schmale, schwarze, wenig gebogene Augenbraunen, eine besondere Bildung und Breite der kleinen und platten Nase, erhaben hervorstehende Backenknochen; fleischige breite Lippen, weisse bis ins höchste Alter feste Zähne, grosse, weit vom Kopfe abstehende Ohren. Die Farbe der mongolischen Race schwankt zwischen einem beinahe reinen Weiss, welche Farbe, besonders bei Kindern und Frauen besserer Stände, fast beständig vorkommt, und einem ziemlich gesättigten Gelb. Die Haare sind fast durchgehends schwarz, steif, schlicht, der Bart bei den Männern spärlich. Einmal nur erinnert sich *Pallas* unter einer Kalmückenhorde

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

ein vollkommen blondes Mädchen gesehen zu haben. Charakteristisch für einen grossen Theil dieses Völkerstammes ist der Bau der untern Extremitäten, welche durch uralte Gewöhnung mehr für das Reiten, als für das Gehen eingerichtet zu sein scheinen. Nach Pallas sieht man unter den mongolischen Horden schon Kinder auf Schafen und Ziegen reiten, und von frühester Jugend an bringen sie die grösste Zeit ihres Lebens auf Pferden zu; dadurch könnte man allerdings auf die Vermuthung gerathen, es möchten durch zu frühe Uebung des Reitens die Beine eine gekrümmte Richtung bekommen, allein es ist diess, vielleicht in frühesten Zeiten erworben, jest ein angeborenes Erbtheil des ganzen Stammes geworden. Die Eskimaux, welche vermöge ihrer Schädelbildung sich vollkommen der mongolischen Race einreihen, sind von der Natur mit diesem Erbtheile der gekrümmten, sichelförmigen Beine verschont geblieben, ja sie sind zu weiten Fussreissen höchst geeignet gebaut.

Die mongolische Race nimmt die hintere Hälfte Asiens und die nördliche Polargegend der alten und neuen Welt ein; die hauptsächlichsten sie bildenden Völker sind: *Tartaren, Kalmücken, Kirghisen, Tungusen, Tibetaner, Mongolen, Birmannen, Chinesen, Siamesen, Japaner, Kamtschatalen, Lappen, Samojeden, Eskimaux,* Völkerstämme, welche theils als Hirten ein nomadisches Leben führen und mit ihren Heerden und Zelten von einer Steppe zur andern unstät ziehen, theils aber mächtige Reiche, wie die Chinesen, gegründet haben, ohne dass sie jedoch je die Bildungsstufe der kaukasischen Race erreicht hätten.

Wir wenden uns nun zum dritten Hauptstamme, zu den Nationen mit eliptischem Schädelbaue, deren Wohnsitze wir in Afrika zu suchen haben. Wie wir bereits bei der kaukasischen Race gesehen, gehören die nördlichen Länder Afrikas bis an den nördlichen Saum der grossen Wüste Sahara ihrem ethnographischen Charakter nach sowie in Beziehung auf Flora und Fauna, mehr zu den südeuropäischen als den eigentlich afrikanischen Ländern; erst jenseits des

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

grossen Wüstengürtels der sich durch die ganze Breite des Continents hinzieht, erst am südlichen Rande derselben betreten wir den klassischen Boden der äthiopischen Race. Dort liegt, umschlossen von sandbedeckten Einöden, welche nur hie und da mit Hilfe des Schiffs der Wüste, des Kamels, mühsam und gefahrvoll durchzogen werden können, ein mässig hohes, einige Ströme ausgenommen, wasserarmes, von Thälern und Ebenen durchschnittenes Land, Sudan genannt, auf welches die senkrecht stehende Sonne alle Fülle des Wachsthums und der überschwellenden Triebe ergiesst. Hier erzeugten die glühenden Sonnenstrahlen jenes Pigment unter der Oberhaut des Menschen, welches so vielseitig das dort wohnende Geschlecht charakterisirt. Vom südlichen Rande der Sahara nun bis zur südlichsten Spite Afrikas verbreitet sich der Menschenstamm, welchen wir mit dem allgemeinen Namen: äthiopische Race bezeichnen. Die physischen Eigenthümlichkeiten der Negerracen sind so bekannt, dass es im Allgemeinen scheinen könnte, als ob es nicht nothwendig sei, sie hier genauer zu beschreiben. Unabhängig von dem wolligen Haare und der Farbe, zeichnet sich der Neger hauptsächlich durch den Bau seines Skelettes, namentlich des Schädels, vor allen andern Völkerstämmen genugsam aus, um ihn als eine eigene Menschenrace anzuerkennen. In Bezug auf Schädelbildung stimmen die Neger vollkommen mit der Form überein, welche wir unter dem Namen der ovalen, in die Länge gezogenen kennen gelernt haben. Die Hautfarbe ist höher oder tiefer schwarz, mit Braun oder Gelb gemischt, die Nase dick und abgeplattet, die Lippen, besonders die obern, aufgeworfen, die Haare sind schwarz, kraus und wollig.

Diese Hauptverschiedenheiten sind jedoch nicht immer beständig, und es gibt Neger, ja ganze Stämme derselben, deren Gesichtszüge sich vollkommen den europäischen nähern, und wirklich schön genannt werden können Es hängt diess ohne Zweifel mit dem Bildungsgrade, auf welchem diese Völker stehen, vielfach zusammen,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

wie wir diess schon in einem der frühern Vorträge angedeutet haben. Die gesunkensten und wildesten Nationen sind die hässlichsten, bei den gebildetsten und theilweise civilisirten nähern sich die Figur und die Züge des Eingeborenen mehr den europäischen. Die hässlichsten Negerstämme sind auf die Aequatorialgegenden beschränkt, je mehr wir uns auf beiden Seiten vom Aequator entfernen, desto schöner und wohlgebildeter sind die Eingeborenen. Wir theilen die äthiopische Race in 4 Hauptunterabtheilungen, die ziemlich scharf von einander gesondert sind: eigentliche Neger, Kaffern, Hottentotten und Buschmänner. Letztere 3 Stämme kommen mit den Negern in vielen Eigenschaften, den wolligen Haaren, schwarzer Farbe, überein, sie unterscheiden sich von ihnen dadurch, dass häufig ihre Gesichtsbildung und überhaupt ihre ganze Gestalt eine auffallende Aehnlichkeit mit südeuropäischen oder arabischen Völkern zeigt.

Als ein Zweig des grossen äthiopischen Stammes sind die Papuas oder Austral-Neger, welche die Inseln des hinterindischen und stillen Oceans, sowie das Innere von Australien und Neuseeland bewohnen, zu betrachten, obwohl es gänzlich unbekannt ist, wie dieser Stamm hieher verschlagen wurde. Schädelform, Bildung der Haare, Farbe, alles spricht für eine nahe Verwandtschaft mit dem Negerstamme, unter welchem sie noch tief in Bezug auf geistige Kultur stehen.

Wir haben nun unter Zugrundelegung von 3 Schädelformen die drei Hauptabtheilungen der Menschenracen kennen gelernt, es bleibt uns noch die Aufgabe, zwei andere Völkergruppen zu betrachten, nämlich die Bewohner der Südseeinseln und die amerikanischen Ureinwohner. Diese beiden, in ihrer Gesammterscheinung so verschiedenen Stämme sind von den meisten Naturforschern auch als Hauptracen betrachtet worden, sie sind aber aus Gründen, welche ich im Verlaufe ihrer Betrachtung entwickeln werde,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

eher für Unterordnungen einer oder der andern der obigen Hauptracen zu halten, da man an ihnen ohne grosse Mühe Charaktere der mongolischen, äthiopischen, ja sogar der kaukasischen Race nachweisen kann.

Die zahlreichen Inseln und Inselgruppen der grossen Südsee, welche sich von der Ostküste Afrikas bis an die westlichen Gestade Amerikas erstrecken, fasste man in neuerer Zeit unter dem Namen Oceanien zusammen, und betrachtete dieses als einen fünften Welttheil, welchem man, um nicht stiefmütterlich zu verfahren, auch eine eigene Menschenrace als Angebinde geben musste, wesshalb man den malaischen Völkerstamm als eigene Race annahm. Nun mögen wohl viele jener Inseln, nämlich Java, Borneo, Sumatra in seiner frühern Periode unsers Planeten, etwa durch die Landzunge von Malacca mit Asien zusammengehangen und einen Theil dieses Continents gebildet haben, während eine Masse kleiner Inseln und Eilande in dem stillen Weltmeere, wie bekannt, erst später sich durch Korallenbildung aus dem Meeresgrunde erhoben. Die Nähe gewaltiger Continente, wie Asien und Afrika, die Uebervölkerung dieser Welttheile, die daraus jedenfalls erfolgten Zerwürfnisse einzelner Stämme in Folge von Nahrungsmangel, vielleicht auch Zufall, mögen ohne Zweifel frühzeitige Auswanderungen aus jenen beiden Welttheilen von einer Inselgruppe zur andern und dadurch auf denselben eine Vermischung der verschiedenen Racen veranlasst haben. Die verhältnissmässig nur in geringer Entfernung von einander gelegenen Eilande lassen, wenn auch die Schifffahrt jener Völker sich noch in ihrer grössten Unvollkommenheit befand, solche Wanderungen von Insel zu Insel leicht ausführbar und möglich erscheinen. Daher mag es kommen, dass wir, wenn wir die ganze Masse der oceanischen Nationen betrachten, unter den weit zerstreuten Stämmen, aus welchen sie bestehen, fast jede Varietät der menschlichen Species, die überhaupt auf der Erde vorkommt, mit Ausnahme der Eskimaux wieder finden. Es kommen unter den

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Völkerschaften Oceaniens einige Stämme vor, deren Form und Farbe des Körpers, deren Gesichtszüge, Schädelbildung und geistige Eigenschaften an die vollkommensten Neger der afrikanischen Race erinnern, so die Bewohner auf Madagaskar, im Innern von Neuholland, auf den Papus-Inseln und zum Theil auf Van Diemensland. Wir finden unter den eigentlichen Malayen, die an den Küsten des indischen Archipels wohnen, dass sie nach Körperfigur, nach ihren schwarzen, schlichten Haaren, ihren breiten, platten Gesichtern, ihren grossen Backenknochen, ihrer bald hell-, bald dunkelgelben Farbe, das vollständigste Bild des indo-chinesischen Völkerstammes darstellen, und ihre mongolische Abkunft ihnen gleichsam an die Stirne geschrieben steht. Bei den Bewohnern von Tahiti, Nuka hiva endlich und andern Inseln, ist die Richtung der Augenlidspalte ganz gerade, das Auge gross, offen und nicht tief liegend, die Nase hat die Gestalt einer Adlernase, die Stirn ist hoch, das ganze Gesicht zeugt von kaukasischer Abkunft. Am auffallendsten aber und merkwürdigsten ist auf einigen Inseln die grosse Abwechslung in der Gesichtsbildung und der Hautfarbe. Diese Verschiedenheit tritt oft schon innerhalb einer Insel, ja sogar inmitten einer Gemeinde auf. Bei der Masse des Volkes ist die Hautfarbe dunkler, als beim Malayen, bei höhern Kasten nähert sie sich der Farbe der nördlichen Nationen Europas. Auf Tahiti ist die niedere Volksklasse fast schwarz, oder wenigstens sehr dunkel, das Haar kraus, wollig und der Gesichtszug abschreckend; die Personen höhern Ranges haben eine helle Farbe und besitzen alle Kennzeichen einer höchst entwickelten sanguinischen oder hochblonden Constitution. Dieses bunte Gemisch von Völkerschaften kann man nicht mit der Bezeichnung Race belegen, man muss es vielmehr eine durch verschiedene Ursachen zusammengekommene, durch Klima und andere Verhältnisse modifizirte Bevölkerung nennen, und dieselbe je nach Eigenthümlichkeiten der Farbe, Gestalt und Schädelbildung der betreffenden Hauptrace zuweisen.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Das Gegentheil dieser Völkermischung stellt sich uns in den Ureinwohnern der neuen Welt dar. Von der nördlichen Polarzone bis beinahe zum südlichen Polarkreise dehnt sich das Festland Amerikas aus, aber trotz der unermesslichen geographischen Verbreitung seiner Bewohner, trotz aller klimatischen Verschiedenheiten, welche die Extreme der Hitze und Kälte umfassen, begegnen wir fast durch ganz Amerika, was seine Ureinwohner, die Indianer betrifft, einem und demselben Menschenschlage. Es ist ein altes Sprichwort in Amerika, dass, wer *einen* Stamm von Indianern gesehen hat, alle gesehen habe. Ich lasse über diesen Punkt den besten Gewährsmann und ausgezeichnetsten Beobachter, *Alex. v. Humboldt,* sprechen; er sagt: „Die Indianer von Neuspanien gleichen im Ganzen denen von Canada, Florida, Peru und Brasilien. Die Farbe gleich bräunlich und kupferfarbig, die Haare schlicht und glatt, wenig Bart, untersetzte Statur, länglichte Augen mit gegen die Schläfe emporgerichtetem Winkel, stark hervorragende Backenknochen, breite Lippen und im Munde ein Ausdruck von Sanftmuth, welcher gegen ihren ernsten finstern Blick absticht, — das sind die allgemeinen äussern Zeichen. Man erstaunt beim ersten Augenblick über die Aehnlichkeit der Züge in den Gesichtern von anderthalb Millionen Quadratmeilen Landes, nämlich von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzostrom und der Berings-Enge, und glaubt es ganz deutlich zu sehen, dass sie sämmtlich aus *einer* Wurzel abstammen.“ — Während andere Reisende diese Gleichmässigkeit bestreiten, ist Dr. Morton, der eine vortreffliche Arbeit über amerikanische Schädel geliefert hat, gleich Humboldt ein eifriger Verfechter der Gleichförmigkeit im physischen Charakter der eingeborenen Race. Alle haben, sagt er, gleicherweise das lange, schwarze, schlichte Haar, die braune oder zimmtfarbige Haut, das stumpfe und schläfrige Auge, die vollen zusammengepressten Lippen, die vorspringende, aber breite Nase. Diese Züge kommen überdiess in gleicher Weise den wilden und civilisirten Nationen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

zu, mögen sie an den Ufern der Flüsse leben und sich von Fischen nähren, oder mögen sie in den Wäldern herumstreichen und von dem Ertrage der Jagd leben.

Auch bei der Schädelbildung tritt die oben erwähnte Gleichförmigkeit ebenso deutlich hervor. *Morton* hatte Gelegenheit, nahezu 400 Schädel von Stämmen aus fast jedem Theile von Nord- und Süd-Amerika zu vergleichen; überall fand er zu seinem Erstaunen die eigenthümlichen Merkmale derselben in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt, den Kopf viereckig, rund mit abgeplattetem Hinterhaupte, hohen Backenknochen, grossen viereckigen Augenhöhlen und niederer, zurückweichender Stirn. Die Nase bildet eines der bedeutendsten und gleichförmigsten Merkmale im Gesichte der Indianer: sie ist, ohne Adlernase zu sein, gebogen, die Nasenhöhle entspricht der Nase an Grösse, und die Ausdehnung der Riechhaut in derselben mag nicht wenig zu dem scharfen und feinen Geruchsorgan, das der Indianer besitzt, beitragen.

Aus Alterthümern, die man in Central-Amerika entdeckt hat, wie die Ruinen von Mitlan, aus Zeitrechnungen, welche man mit ähnlichen asiatischen Völkern übereinstimmend fand, aus mexikanischen Traditionen von einer Sündfluth, aus der hohen sittlichen Bildung der alten Mexikaner überhaupt, und aus andern ähnlichen Wahrnehmungen wollte man nun einigen Zusammenhang asiatischer und amerikanischer Nationen herleiten. Wenn solche Anhaltspunkte für den Beleg gemeinschaftlicher Abkunft auch von hoher Bedeutung sind, so gelten sie doch noch nicht als Beweis hiefür, und es ist immer noch anzunehmen, dass die Amerikaner so gut als die Asiaten selbstständig sich hohe Bildung erworben haben, allein aus uns unbekannten Ursachen wieder in einen Zustand des Barbarismus zurückgesunken sind. Zwei geistreiche Bemerkungen Humboldt's, die hieher passen, mögen hier eine Stelle finden: „Die weite Verbreitung dieser Sage (nämlich die der Sündfluth) hat sie bisweilen für eine Urerinnerung halten lassen: gerade dieser Umstand aber beweist vielmehr, dass ihr keine Ueberlieferung und

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

nichts Geschichtliches zu Grunde lag, sondern dass nur die Gleichheit der menschlichen Vorstellungsweise zu derselben Erklärung der gleichen Erscheinung führte, wie gewiss viele Mythen ohne geschichtlichen Zusammenhang blos aus der Gleichheit des menschlichen Dichtens und Grübelns entstanden sind.“ Und bei einer Gelegenheit, wo Humboldt von alten, in amerikanischen Gräbern aufgefundenen, von angenehmer ovaler Form, am obern Rande mit Mäandern und Labyrinthen geschmückten Urnen spricht, sagt er: „Diese Verzierungen sind ganz denen ähnlich, welche die Wände des mexikanischen Palastes bei Mitlan bedecken. Man findet sie unter allen Zonen, bei Griechen und Römern, wie auf Schildern der Otaheiten und anderer Inselbewohner der Südsee. Die Ursache dieser Aehnlichkeiten beruht mehr auf physischen Gründen, auf der innern Natur unserer Geistesanlagen, als dass sie die Gleichheit der Abstammung und den alten Verkehr der Völker beweiset.“ Man sieht aus diesen Aeusserungen Humboldt's, wie vorsichtig man sein muss, wenn man die Verwandtschaft der Völkerstämme aus aufgefundenen Alterthümern ermitteln zu können glaubt. Hiezu liefern nur die physischen Elemente der Völker das sichere Material, und unverkennbar ist in dieser Richtung bei den Amerikanern die mongolische Abkunft.

Es scheint keinen grossen Schwierigkeiten zu unterliegen, die Auswanderung eines asiatischen Stammes über die Berings-Strasse, oder längs der aleutischen Inselkette von Asien nach Amerika glaublich zu finden. Solche Auswanderzüge bildeten in Amerika eine neue Nation, diese verbreitete sich über das ganze amerikanische Festland, und legte den Grundstamm zu den vielen einzelnen Völkern Amerikas. Wir müssen für diese Vorgänge eine frühe Zeitperiode annehmen; die Schnelligkeit aber, mit der sich unter günstigen Verhältnissen die Menschen vermehren, beseitigt jede Schwierigkeit, die sich vielleicht in dieser Hinsicht gegen eine solche Annahme erheben könnte.

So viel über die amerikanischen Völkerstämme.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Was die numerische Zahl der verschiedenen Menschenracen betrifft, so möchte wohl im gegenwärtigen Augenblicke die kaukasische den Vorrang vor allen übrigen behaupten. Sie scheint schon ihrer Vollkommenheit wegen die grösste Akklimatisationsfähigkeit zu haben, und es gibt daher keinen Theil der Erde, in welchem sie nicht schon ihren siegreichen Einzug gehalten und die betreffenden Stammeinwohner mehr oder weniger verdrängt hätte. Amerika liefert hiezu den schlagendsten Beweis, denn die dortige Race, sonst mächtige und zahlreiche Völkerstämme, ist seit der Entdeckung dieses Continents in unverhältnissmässig kurzer Zeit fast ausgerottet worden. Nach der kaukasischen Race möchte wohl die mongolische an Völkerzahl anzureihen sein: die starre Abgeschlossenheit einiger mongolischen Stämme, der Chinesen, Japanesen u. s f. hat ohne Zweifel dazu beigetragen, dass die kaukasische Race noch nicht so in jenen Ländern Fuss fassen konnte, wie in andern Welttheilen. Unserer Zeit scheint es aufbehalten zu sein, auch diese Länder der kaukasischen Race mehr zugänglich zu erblicken, und bereits hat das systematische Vertilgungswerk an jenen Völkerschaften seinen erfolgreichen Fortgang. Die äthiopische Race im Innern Afrikas ist uns noch zu wenig bekannt, als dass wir in dieser Richtung genaue statistische Verhältnisse aufzustellen vermöchten, ebenso sind Australien und die Inselgruppen der Südsee noch zu wenig durchforscht, um über deren Bevölkerung ein richtiges Zahlenverhältniss angeben zu können: Amerika ist, wenige Indianerstämme ausgenommen, wie wir bereits angegeben haben, von Ureinwohnern so gut wie entvölkert.

Wir hätten von den drei verschiedenen Menschenracen noch gar Manches in Bezug auf die Verwandtschaft ihrer Sprachen, gar Vieles über ihren geistigen, moralischen und religiösen Zustand bemerken können, wenn uns einestheils nicht der sparsam zugemessene Raum davon abgehalten, wenn wir andererseits nicht vor Allem die *Leiblichkeit* der verschiedenen Racen zum Gegenstand unserer Betrachtung gewählt hätten. Was nun diese betrifft, so

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

haben wir gesehen, wie durch die verschiedenartigsten Einflüsse, durch Zusammenwirkung von Klima, Kultur und anderen materiellen und geistigen Momenten aus *einem* Urstamme sich die verschiedenen Menschenracen mit ihren Uebergängen entwickelt und so verschiedenartig gebildet haben. In allen Völkern aber, welcher Race sie auch angehören mögen, wohnt eine Seele, die weit verschieden von dem ist, was wir bei dem Thiere so nennen: in jedem Volke, es mag auch auf der niedrigsten Stufe geistiger Bildung stehen, lebt, wenn auch nur in dunkler Ahnung und in ungeläuterten Begriffen, die Sehnsucht nach einem künftigen besseren Dasein und die Hoffnung eines Wiedersehens an jenem besseren Orte, kein Volk, und wäre es noch so geistesarm, hat nicht versucht, dem HErrn einen Tempel zu bauen und ihn, freilich nach seinen oft beschränkten Ideen, zu verehren, kein Volk, und wäre es auch noch so verwildert, hat nicht die Stimme der Boten des Evangeliums angehört, und sich nicht befähigt gezeigt, die erhabenen Lehren des Christenthums in sich aufzunehmen, in jedem Volke endlich, und wäre es noch so tief in Aberglauben und Rohheit versunken, lebt jener Geist, der nur eines zündenden Funkens bedarf, um sich zur leuchtenden Flamme zu entwickeln, und desshalb finden für alle Völker der weiten Welt die erhabenen und trostreichen Worte der Schrift: *„Er schuf den Menschen ihm zum Bilde“* ihre vollgiltige Anwendung.

Anmerkungen.

1) Dass diese Akklimatisationsfähigkeit denn doch zuweilen in sonderbarer Weise beschränkt wird, beweisen die von *A. v. Humboldt* nach eigener Anschauung bestätigten Mittheilungen *Tschudi's*, denen zu Folge die zarteren Racen von Hunden, so wie unsere Hauskatze in hoch gelegenen Gegenden in Folge mangelnden Luftdruckes nicht leben können, wesshalb auch alle Versuche, Katzen in der Stadt Cirro de Pasko (13228 Fuss über der Meeresfläche) als Hausthiere einzuführen, ohne den gewünschten Erfolg blieben.

2) Gewisse Thiere sind sehr geneigt, ohne alle bekannten Veranlassungen Varietäten zu bilden. Dahin gehören namentlich die Kaninchen. Ein schwarzes Pärchen, welches ich zur Beobachtung zwei Jahre lang hielt, erzeugte öfter ganz weisse Junge, einmal sogar waren dieselben, gleich den amerikanischen Hunden völlig unbehaart.

3) Varietäten in Bezug auf die Hörner treten nur da ein, wo dieselben in keiner Wechselbeziehung zu dem Genitalsysteme stehen, wie bei den Zie-

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gen-, Gazellen-Arten, wo männliche und weibliche Individuen bald gehörnt, bald ungehörnt vorkommen. Bei den Hirscharten, wo das Geweih nur den männlichen Individuen zukommt, ist ein Mangel desselben, oder eine Abänderung von der Normalform nicht als Varietät, sondern als Abnormität zu bezeichnen.

4) Ueber die Heirathen zwischen Blutsverwandten haben zwei Aerzte Beobachtungen angestellt, die höchst lehrreich und interessant sind. Der französische Arzt Dr. *Devay* hat gefunden, dass von 121 ihm bekannt gewordenen Heirathen zwischen Blutsverwandten nicht weniger als 22 ganz unfruchtbar waren, in 17 Fällen hatten die Kinder mehr als 10 Finger, in 2 Fällen fehlte der kleine Finger, in 5 anderen Fällen kamen Klumpfüsse vor, und in allen übrigen Fällen war der Gesundheitszustand der Kinder nicht mehr als mittelmässig. Häufig sind die Kinder aus Ehen zwischen Blutsverwandten taubstumm, die Zahnung tritt meist erst später ein und fast immer ist die Entwicklung des Körpers und Geistes eine verzögerte. Je näher der Verwandtschaftsgrad, desto schlimmere Folgen pflegen sich zu zeigen. Der amerikanische Arzt *Levis* hat folgende Thatsachen festgestellt: Unter 34 Ehen waren 28 zwischen Geschwisterkindern und 6 zwischen Verwandten IV. Grades geschlossen. Von diesen Familien waren auch 7 unfruchtbar. Von den aus den übrigen Ehen entsprossenen 192 Kindern starben 58 kurz nach der Geburt, von den 164 Erwachsenen sind 64 gesund, 32 kränklich, von 9 kennt man die gesundheitliche Beschaffenheit nicht genau. Die übrigen 47 sind theils verunstaltet, theils von mehr oder weniger schlimmen Krankheiten heimgesucht, 23 sind skrophulös, 4 epileptisch, 2 geistesschwach, 2 stumm, 4 Idioten, 2 blind, 2 missgestaltet, 5 Albinos, 6 haben schwache Augen u. s. w. Während bei den Thieren die Kreuzung unter Abkömmlingen von demselben Elternpaare zur Veredlung der Race beiträgt, haben bei dem Menschen die Heirathen unter Blutsverwandten gerade die entgegengesetzte Wirkung; sie befördern ungemein die Fortpflanzung und Verbreitung der Familienkrankheiten und haben noch einen besonderen Uebelstand, der sich selbst dann, wenn die Familien und die Verheiratheten vollkommen gesund sind, bemerklich macht. Während nämlich die Erblichkeit der Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht bei Heirathen sich fremdstehender Personen abnimmt, sind die Wirkungen der Heirathen zwischen gesunden Verwandten Anfangs oft unmerklich, nach einer zweiten, dritten etc. Verbindung in einer und derselben Familie werden Krankheiten aber zahlreicher und schleuniger auftreten. Bei einer fortgesetzten Verheirathung unter Verwandten bildet sich bei den abstammenden Familien auch häufig eine stereotype Form der Gesichtszüge.

Literatur.

J. Fr. Blumenbach. De generis humani varietate.
B. Cotta. Briefe über A. v. Humboldt's Kosmos.
A. v. Humboldt. Kosmos.
A. v. Humboldt. Ansichten der Natur.
H. S. Lindemann. Die Lehre vom Menschen.
J. Moleschott. Lehre der Nahrungsmittel.
J. C. Prichard. Naturgeschichte des Menschengeschlechtes.
K. A. Rudolphi. Grundzüge der Physiologie.
K. A. Rudolphi. Beiträge zu Anthropologie.
Dr. G. H. v. Schubert. Die Geschichte der Seele.
S. Th. Sömmering. Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer.
J. J. Virey. Histoire naturelle du genre humain.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Berichte des naturwiss. Vereins für Schwaben, Augsburg

Jahr/Year: 1863

Band/Volume: 16

Autor(en)/Author(s): Körber Gustav Wilhelm

Artikel/Article: Ueber Thier- und Menschen-Racen. Drei Vorträge, gehalten im naturhistorischen Verein in Augsburg 133-192